



GAR NICHT SO EWIGES EIS

Kurt macht sich Sorgen: Es wird immer wärmer.

Welche Folgen hat der Klimawandel fürs Eis in der Arktis?

Forscher*innen haben das vor Ort untersucht.

Eins vorab



TEXT KRISTINA GAJER FOTO DANIELA ARNDT

Liebe Leser*innen,
Den ganzen Tag zu Hause am Laptop sitzen und an einem Zoom-Meeting nach dem anderen teilnehmen: Da fällt mir die Decke auf den Kopf. Um runterzukommen, gehe ich abends gerne spazieren. Die kalte Luft belebt mich. Gleichzeitig freue ich mich auf die Wärme, die zu Hause auf mich wartet. Katja Metfies kennt das extremer. Die Molekularbiologin war neun Monate in der Arktis auf einem Forschungsschiff bei Minus 15 Grad eingefroren. Was sie dort untersucht hat und wie die Forscher*innen mit Eisbärenbesuch umgegangen sind, erzählt sie im Interview ab Seite 20.

Während meines Spaziergangs kann ich oft noch Vögel zwitschern hören. Sie erinnern mich an meine Ökobilanz und daran, was ich zum Klimaschutz beitragen kann. Da kommt mir der Gedanke, das Auto öfters stehen zu lassen und wie heute zu Fuß zu gehen. Dirk Gratzel ist früher mehrmals pro Woche von Köln nach Berlin geflogen. Nun versucht der Unternehmer, seinen ökologischen Fußabdruck auszugleichen. Wie er diese Idee in die Tat umsetzt und was die seltene blauflügelige Ödlandschrecke damit zu tun hat, könnt ihr ab Seite 14 lesen.

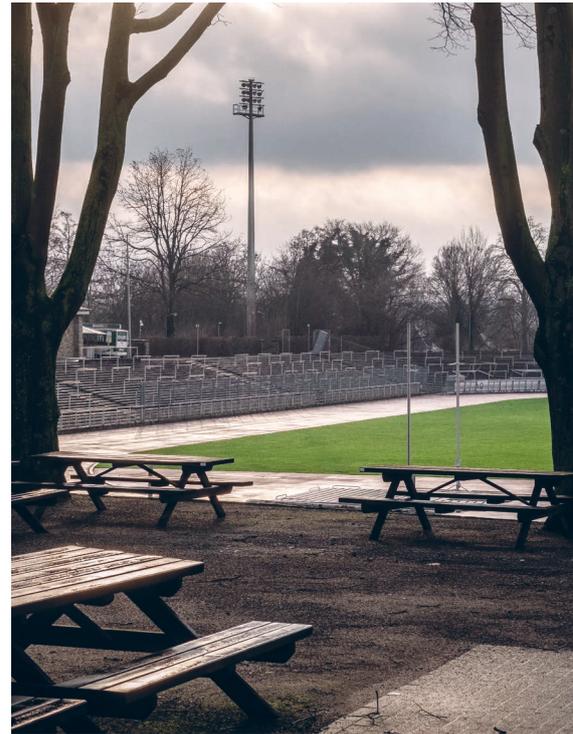
Zu Hause angekommen, mache ich es mir mit einem Tee und Netflix gemütlich. Die Sportfans unter euch gucken vielleicht Fußball. Unser Autor Christopher möchte weg von den hohen Transfersummen in der Bundesliga und hin zum echten Fußball in der Regionalliga West. In seinem Kommentar ab Seite 28 erfahrt ihr, was das Herz eines Fußball-Romantikers höherschlagen lässt.

Versucht doch auch mal, eine Pause einzulegen und geht spazieren. Danach könnt ihr die neue Ausgabe ja immer noch lesen. Viel Spaß dabei!

Kristina

Dirk Gratzel, Unternehmer: In seinem ersten Leben hat er sich auch benommen wie einer. Jaguar, Flugzeug, Hauptsache schnell. In seinem neuen Leben ist er immer noch Unternehmer – dieses Mal mit ökologischem Gewissen.

14



28 Sonntagnachmittag und Wolfsburg spielt gegen Hoffenheim. Das sind 90 Minuten mit überbezahlten Spielern und egalenden Vereinen. Deshalb rät unser Autor: Schluss mit Bundesliga, ab zur Regionalliga West.

30

Verschwörungstheoretiker*innen werden immer lauter. Ob Kochbuchautor, Sänger oder Schlagerstar: Plötzlich reden alle wirres Zeug. Was, wenn der Wahnsinn die eigene Familie trifft?

Inhalt



- 4 **MOMENTE**
Für die Tonne, aber voll daneben
- 6 **YOU ARE NOT ALONE**
Studierende berichten vom Corona-Semester
- 9 **KURTS ARBEIT**
Morgens Jurastudentin, nachts Krankenschwester
- 10 **CORONA MACHT ES SCHLIMMER**
Wie helfe ich Freund*innen mit Suizidgedanken?
- 14 **FRÜHER WAR MEHR CO₂**
Ein Ex-Kapitalist entschuldigt sich bei Mutter Erde
- 19 **KURTS MITTEILUNG**
Einfach Nuhr peinlich
- 20 **BETRIEBSKLIMA UNTER NULL**
Eine Forscherin über die Fahrt ihres Lebens in die Arktis
- 27 **SAG MAL, PROF ...?**
Warum gibt es keine Eisblumen mehr?
- 28 **TIEF IM WESTEN**
Eine Hommage an die Regionalliga West
- 30 **SUCHSTE DIR NICHT AUS**
Wenn Papa Verschwörungstheoretiker wird
- 37 **KURT DAHEIM**
Komm zur Ruhr: Wandern fast wie in Bayern
- 38 **KURTS TRIP**
Escape im eigenen Room
- 39 **IMPRESSUM**
Wer was wann wie gemacht hat und Rätsel

Der Abfall fällt nicht weit vom Container





In der Coronakrise erzeugen wir mehr Müll, zu viel für die Container. Laut der Entsorgung Dortmund GmbH haben die Dortmunder*innen 2020 zum Beispiel fast 16 Prozent mehr Altglas entsorgt. Auf Bordsteinen und am Wegesrand liegt außerdem Haus- und Sperrmüll. Wir haben die Abfallberge fotografiert.

FOTOSIMON KAUFMANN



EINZELARBEIT

Online- und Corona-Semester sind für alle Studierenden eine Herausforderung. Das in einem fremden Land oder direkt zu Studienbeginn schaffen zu müssen, ist noch schwieriger. Auslandsstudierende und Erstsemester berichten.

PROTOKOLLNADINE MÜLLER FOTO DANIELA ARNDT & PRIVAT

Nancy Bakri »Es gibt wichtigere Dinge als die kleinen Einschränkungen, die wir Auslandsstudierende haben.«

22 Jahre | aus Jordanien | FH Dortmund, 7. Semester Logistik

Schon als ich mit dem Studium in Jordanien angefangen habe, habe ich von diesem einen Jahr in Deutschland geträumt: zur Uni gehen, Freunde finden, neue Orte besuchen, in Europa reisen und natürlich eine neue Sprache lernen. Alle Studierenden an meiner Universität verbringen das letzte Jahr des Studiums in Deutschland. Das Heimatland zu verlassen und woanders hinzugehen, ist schon unter normalen Umständen schwierig. Jetzt in der Pandemie ist das noch einmal etwas ganz anderes. Es ist nicht leicht, aber ich passe mich langsam an und versuche, das Beste daraus zu machen.

Als ich im Oktober hierherkam, gab es wenig Einschränkungen. Ich studiere an der FH Dortmund und konnte zu Beginn im Wohnheim viele Leute kennenlernen. Als Auslandsstudentin lernt man viel von den anderen Studierenden, vor allem über die Abläufe an der Uni. Du brauchst Kontakte, um alles zu verstehen. Zudem bin ich ein Mensch, der daran wächst, andere zu treffen und von ihnen zu lernen. Im November kamen die neuen Einschränkungen. Dadurch lerne ich, auch die kleinen Dinge wertzuschätzen. Wenn ich jetzt mal mit einem Nachbarn raus-

gehe, um Kaffee zu holen, dann denke ich mir: „Was ein toller Tag.“

Um die Zeit zu Hause zu nutzen, belege ich jetzt einen Online-Kurs außerhalb der Uni, in dem es um Management und Social Media geht. Vielleicht kann ich das Wissen später sogar in meinem Alltag gebrauchen, wenn das alles vorbei ist.

Ich glaube, wenn Corona zu Ende ist, werde ich nie wieder zu Hause bleiben. Nach diesem Semester mache ich noch ein sechsmonatiges Praktikum irgendwo in Deutschland und habe damit mein Studium abgeschlossen. Dann möchte ich gerne reisen und arbeiten. Dieses Ziel ist gerade meine größte Motivation. In dieser Zeit ist aber vieles so ungewiss, da möchte ich mich jetzt nicht festlegen.

An eine Sache müssen wir immer denken: Es ist nicht nur für uns Auslandsstudierende schwierig – die ganze Welt muss sich einschränken. Es gibt wichtigere Dinge als die kleinen Einschränkungen, die wir Auslandsstudierende haben. Wir müssen uns gerade auf die wichtigen Sachen konzentrieren, damit alle gesund bleiben.

Sammya Das » Letztlich ist es so, dass nichts passiert, wenn du nur dasitzt und Panik hast. Dann geht es nur bergab. «

28 Jahre | aus Indien | TU Dortmund, Master Process System Engineering

Als alles zum Stillstand gekommen ist, war das wirklich schlimm für mich. Ich bin nach Deutschland gekommen, weil das Land in vielen Bereichen sehr fortschrittlich ist. Ich wollte eine Menge lernen, die Studienarbeit ist faszinierend. Meine Erwartungen waren also hoch, als ich vor drei Jahren herkam. Bis zur Krise haben sich die Erwartungen alle erfüllt. Doch inzwischen gibt es durch Corona viele Herausforderungen mit dem Studium und der Arbeit.

Ich wollte dieses Jahr meine Familie in Indien besuchen, wegen der Pandemie mache ich mir Sorgen um sie. Ich habe meine Eltern schon anderthalb Jahre nicht mehr gesehen. Das ist schon eine lange Zeit. Doch das Trinkgeld aus meinem Job in der Gastronomie fehlt. Genau mit dem Geld habe ich geplant, nach Hause zu fliegen.

Als alle Restaurants geschlossen wurden, musste ich mir einen anderen Job suchen. Jetzt arbeite ich in der Nachtschicht in einem Sporthandel, wo ich weniger verdiene. Es gibt immer etwas, worüber wir uns beschweren können, aber daraus lernt man. Ich schlafe dann morgens ein bisschen, bevor ich zur Uni ins Labor gehe. All die Schwierigkeiten sind durch Corona gekommen und ich bin überzeugt, dass sie auch wieder verschwinden.

Bevor Corona angefangen hat, war ich in Italien, den Niederlanden, Belgien und Österreich. Weihnachten 2019 habe ich in der Nähe von Freiburg verbracht. Wenn ich nur nochmal die Chance hätte ... dort war eine so tolle Aussicht, das hat mich wirklich beeindruckt. Vergangenes Jahr wollte ich auch wieder hin. Aber das hat nicht geklappt. Nun sitze ich oft hier mit meiner Gitarre und singe oder höre irgendwelche Songs. Vor Corona habe ich gern viel Sport gemacht. Aber jetzt gibt es nicht mehr viel, das ich tun kann. Seit den neuen Einschränkungen im November komme ich nur selten raus. Dafür koche ich ab und zu mit meinen Mitbewohnern, das ist auch schön. Ich gehe manchmal ein bisschen Wandern und natürlich zur Arbeit. Eine Sache ist wirklich gut: Weil die Online-Vorlesungen aufgezeichnet werden, kann ich sie mir anschauen, wann immer ich will.

Ich würde gern in ein paar Jahren zurück nach Indien gehen, mein eigenes Geschäft eröffnen und den Menschen dort helfen. Ich vermisse die Kultur sehr, vor allem die kleinen Dinge. Ich wache morgens auf und höre, wie mein Vater alte indische Lieder spielt. Sowas gibt es hier natürlich nicht. Das motiviert mich in der schweren Zeit. Letztlich ist es so, dass nichts passiert, wenn du nur dasitzt und Panik hast. Dann geht es nur bergab. —





Sarah Thiel »Über Zoom laufen die Vorlesungen und Seminare gut. Ich habe befürchtet, dass es ein deutlich größeres Problem wird.«

18 Jahre | aus Oberhausen | TU Dortmund, 1. Semester Grundschullehramt mit Fachrichtung Musik

Eigentlich hatte ich nicht vor, direkt nach der Schule mit dem Studium anzufangen. Ich wäre momentan eigentlich in Mexiko. Dort würde ich ein soziales Jahr an einer Vor- und Grundschule machen, für Kinder, die sich den Schulbesuch nicht leisten können. Den Platz habe ich reserviert und kann das Jahr nachholen. Seit diesem Wintersemester studiere ich nun Grundschullehramt.

Früher habe ich gedacht, dass ich im Studium viele neue Leute kennenlernen. Stattdessen sind derzeit alle Vorlesungen online und es ist schon sehr viel Stoff in kurzer Zeit. Daran muss ich mich erst gewöhnen. Es gab auch schon Wochen, die für mich echt stressig waren. Denn ich musste in vielen Fächern Aufgaben einschicken. Bis jetzt gefällt es mir trotzdem gut.

Auch die O-Woche hatten wir online. Wir haben Spiele gespielt und unterei-

ander Telefonnummern ausgetauscht. Aber das ist für mich schon etwas anderes, als richtig Kontakte zu knüpfen. Immerhin konnte ich schon ein paar Gesichter sehen.

Ich hatte später auch ein paar Präsenzveranstaltungen und konnte mich mit einigen Leuten anfreunden. Aber es ist mit Maske und Abstand schwierig, sich gut zu unterhalten. Ich bin froh, dass ich jetzt ein, zwei Leute kennengelernt habe, mit denen ich mich gut verstehe. Ich hoffe, dass ich nächstes Semester noch viele mehr kennenlernen kann.

Obwohl ich eine Wohnung in Dortmund habe, bin ich im Moment oft bei meinen Eltern in Oberhausen. Am Anfang hatte ich noch Präsenztermine in der Uni und war dafür in Dortmund. Wenn das wieder anfängt, werde ich komplett hinziehen. Ich denke, dass ich keine großen Nachteile durch das On-

line-Semester haben werde. Über Zoom laufen die Vorlesungen und Seminare gut. Ich habe befürchtet, dass das ein deutlich größeres Problem wird.

Allerdings erlebe ich auch Herausforderungen. Wir haben zum Beispiel via Zoom Einzelunterricht für ein Instrument. Der Professor gibt dort Tipps, wie wir unsere Spielweise verbessern können. Das ist auf technischer Ebene ein bisschen problematisch. Dennoch sind die Online-Kurse aktuell ein guter Kompromiss.

Ich habe die Hoffnung, dass nicht mein ganzes Studium so ablaufen wird. Diese Motivation hilft mir, die Zeit durchzustehen. Ich wünsche mir natürlich, dass es so schnell wie möglich losgeht. Wahrscheinlich fängt es langsam wieder an – mit Masken und kleineren Vorlesungen. Ich würde mich freuen, wenn ich mit ein paar mehr Leuten in die Uni gehen und Kurse besuchen könnte.

Intensivster Einsatz

Die Corona-Pandemie hat offengelegt, wie wichtig Pflegekräfte sind. Eva Croon arbeitet neben dem Studium als Krankenschwester im Evangelischen Krankenhaus Düsseldorf. Dort wird sie regelmäßig mit den Herausforderungen unseres Gesundheitssystems konfrontiert.

TEXTCLAIRE PIONTEK FOTO PRIVAT

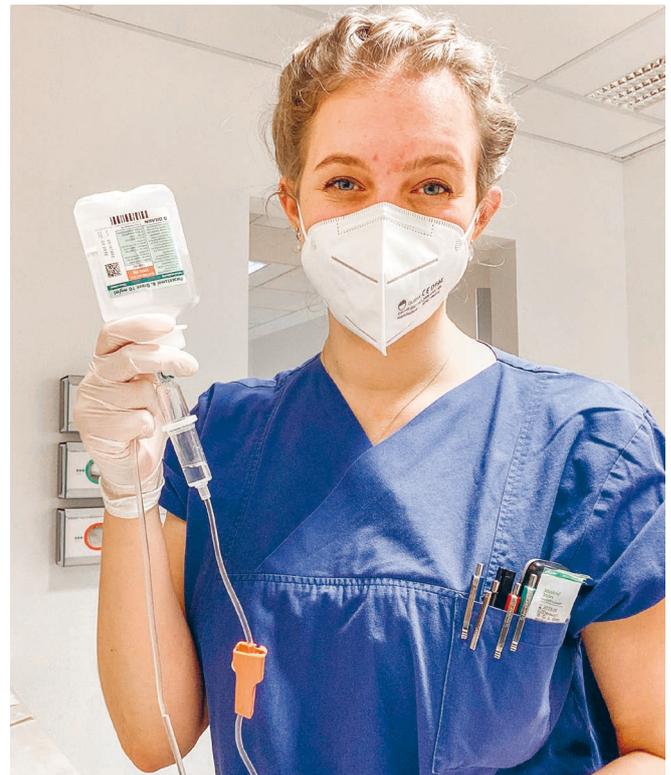
Es ist 20.30 Uhr. Evas Schicht hat gerade begonnen. Nach der Übergabe sitzt sie mit einer Tasse Kaffee am PC im Schwesternzimmer – den Flur der Station und das Telefon immer im Blick. Bis morgens um 6.15 Uhr muss sie Tabletten sortieren, Vorräte überprüfen und regelmäßig durch alle Zimmer gehen. Den ersten Rundgang macht sie um 21 Uhr. „Da stelle ich mich vor und sage, dass ich da bin. Das beruhigt die Patienten“, erzählt Eva. Wie in jeder Nachtschicht ist sie zehn Stunden allein für rund 20 Patient*innen zuständig.

Eva Croon ist ausgebildete Krankenschwester. Sie arbeitet seit zweieinhalb Jahren neben dem Studium im „Springerteam“ des Evangelischen Krankenhauses Düsseldorf (EVK). Mit anderen Studierenden übernimmt sie auf 450-Euro-Basis flexible Schichtdienste. Dabei arbeitet sie auf allen Stationen – von der Notaufnahme bis zur Intensiv. Am liebsten übernimmt Eva Nachtschichten. Die könne sie gut in ihren Alltag integrieren.

Zur Pflege kam die 23-Jährige durch ihr Engagement beim Deutschen Roten Kreuz. Ihre Abi-Note reichte nicht für ein Medizinstudium. Also absolvierte Eva zuerst eine dreijährige Ausbildung zur Pflegefachkraft. Als internationale Botschafterin beim Jugendrotkreuz arbeitete sie ehrenamtlich bei einer Konferenz mit rechtlichen Grundsatzpapieren – und konnte sich das sofort als Beruf vorstellen. So entdeckte sie ihre Leidenschaft für Gesetzestexte. Deshalb studiert Eva jetzt Jura im fünften Semester in Köln.

Studium und Arbeit zu vereinbaren sei oft sehr anstrengend. Durch die Nachtschichten kommt Eva nur schwer wieder in den normalen Rhythmus. Auf Wachphasen von 25 Stunden folgen häufig bloß drei oder vier Stunden Schlaf. „Die meisten entspannen nach der Nachtschicht den ganzen Tag. Das kann ich mir mit meinem Jurastudium nicht erlauben – nach zwei bis drei Stunden Pause muss ich die Sachen nachholen, die ich verpasst habe.“ Gleichzeitig empfindet Eva die Arbeit als Entlastung und Ablenkung: „Durch die Pflege werde ich wieder etwas bodenständiger, denn Jura ist manchmal eine eigene, abgehobene Welt.“

Auch während der Corona-Pandemie arbeitet Eva weiter. Angst vor einer Infektion habe sie nicht. Da ihre Vorgesetzten sie auch auf der Corona-Station einsetzen, hält sie sich besonders strikt an die Kontaktbeschränkungen. Die Pandemie hat im Krankenhaus einiges verändert. Die erweiterten



Schutzmaßnahmen sorgen für mehr Arbeit. Das Pflegepersonal wurde jedoch nicht aufgestockt. Für Eva und die anderen Teilzeitkrankenschwestern bedeutet das, dass sie statt der tariflich vorgegebenen 20 Stunden im Monat tendenziell 28 bis 35 Stunden arbeiten. Die Überstunden werden zwar bezahlt, zeigen aber ein großes Problem des deutschen Gesundheitssystems: Personalmangel.

„Das System basiert darauf, dass viele Menschen in der Pflege einen Helferkomplex haben und deswegen nicht genug von der Politik fordern und sich nicht in Gewerkschaften organisieren“, kritisiert Eva. Die meisten Pflegekräfte würden nicht mehr Geld, sondern nur mehr Personal fordern. Personal, das es nicht gebe. Das zeigen auch Erhebungen des Statistischen Bundesamts und des Bundesinstituts für Berufsbildung: Bis 2025 fehlen rund 200.000 ausgebildete Pflegekräfte.

Eva will in der Pflege bleiben: „Mir ist es wichtig, mich in vielen Gebieten aufzustellen. Das wird mir in meinem Berufsleben mehr bringen als 16 Punkte in der Strafrechtsklausur.“



Psychotherapeutin Ingrid Israel trifft regelmäßig auf Menschen, die Suizidgedanken haben. Sie ist Beraterin am Krisenzentrum Dortmund. Viele der Betroffenen seien Studierende, berichtet die 51-Jährige. Sie spricht mit ihren Klient*innen über deren Probleme und den Umgang damit. Falls nötig, vermittelt sie die Betroffenen weiter. In den Gesprächen ist auch Corona häufig Thema.

Durch die Corona-Pandemie haben die meisten von uns deutlich weniger soziale Kontakte. Wie geht es Studierenden damit?

Dass die Uni jetzt schon das zweite Semester in Folge geschlossen ist, belastet viele Studierende stark. Ein Großteil meiner Klienten hat das gemeinsame Lernen auf dem Campus als wichtigen stabilisierenden Faktor in ihrem Leben gesehen. Manche von ihnen haben außerdem ihren Nebenjob verloren und dadurch vielleicht sogar ihre Wohnung. Da kommt viel zusammen.

Hat die Corona-Krise bei einigen Studierenden sogar Suizidgedanken ausgelöst?

Nein, die Studierenden mit Suizidgedanken, die ich betreue, hatten diese auch schon vor Corona. Die aktuelle Lage verschärft aber einiges. Gerade Menschen mit depressiven Neigungen wirft Corona weit in ihrem Fortschritt zurück. Ich denke da zum Beispiel an eine junge Frau mit Depressionen, die sich vor Beginn der Pandemie gut an der Uni eingelebt und Freunde gefunden hatte. Corona hat sie dann ausgebremst: Sie hat erneut Suizidgedanken und muss sich da ganz mühsam wieder rauskämpfen.

Wenn diese Frau jetzt eine Freundin von mir wäre: Woran könnte ich erkennen, dass sie suizidgefährdet ist?

Es gibt dieses alte Vorurteil: Wer sich umbringen will, der tut's einfach, ohne

MACHT DEN MUND AUF

Die Pandemie macht den Alltag vieler Studierender eintönig und einsam: Sie wechseln nur noch zwischen Schreibtisch und Bett. Für einige kann diese Belastung lebensbedrohlich sein. Wie wir Freund*innen mit Suizidgedanken erkennen und ihnen helfen können.

TEXT ANNA MANZ FOTO KLINIKUM WESTFALEN

darüber zu reden. Das ist vollkommen falsch. Die meisten Menschen senden Signale aus. Die können ziemlich direkt sein, wenn jemand zum Beispiel sagt: „Ach, das hat alles keinen Sinn mehr.“ Aber meistens sind es eher indirekte Anzeichen: Wenn Menschen sich zurückziehen, nicht mehr zu Treffen erscheinen oder nicht mehr ans Telefon gehen. Manche treffen auch Vorbereitungen. Vor einiger Zeit hatten wir den Fall, dass jemand seine ganzen Wertgegenstände verschenkt hat. All diese Anzeichen müssen aber natürlich nicht heißen, dass jemand gleich an Suizid denkt.

Aber es heißt, dass ich das Thema durchaus mal ansprechen könnte?

Unbedingt. Viele Menschen denken, sie wecken dadurch schlafende Hunde, aber die Hunde sind schon längst wach. Man sollte so etwas sagen wie: „In letzter Zeit bist du irgendwie total anders als sonst. Ich mache mir richtig Sorgen um dich. Und manchmal habe ich sogar das Gefühl, du tust dir vielleicht was an.“

Sollte ich beim ersten Gespräch wirklich schon so weit gehen?

Falls man Anzeichen dafür bemerkt hat, dass die Person sich das Leben nehmen möchte, dann sollte man das so konkret ansprechen. Natürlich ist das nicht einfach. Das Letzte, was man von einem geliebten Menschen hören will, ist, dass er sterben will. Aber nur so kann man verhindern, dass aus Gedanken Taten werden.

Wie verhalte ich mich konkret in so einem Gespräch?

Zunächst einmal ist es ganz wichtig, einfach zuzuhören. Ohne zu bewerten. Allein die Tatsache, dass jemand da ist, Interesse zeigt und sich fürs Überleben einsetzt, zählt schon ganz viel. Dann immer wieder Mut machen, dass es sich lohnt, professionelle Hilfe aufzusuchen. Zusammen schauen, welche Angebote

es gibt und die Person dann auf dem weiteren Weg begleiten. Man sollte aber auch unbedingt andere Leute ins Vertrauen ziehen.

Auch wenn die betroffene Person mich ausdrücklich bittet, das nicht zu tun?

Auf jeden Fall. Natürlich schämen sich viele Betroffene für ihre Suizidgedanken und wollen nicht, dass noch mehr Menschen davon erfahren. Aber dieses Wissen allein zu ertragen, stellt oft eine Überforderung für die helfende Person

dar. Wenn man Dritte ins Vertrauen zieht, dann natürlich nur solche, denen man selbst voll vertraut. Das können Freunde sein oder offizielle Anlaufstellen wie die Telefonseelsorge. Zu der suizidgefährdeten Person sollte man dann am besten sagen: „Ich kann gut verstehen, dass das unter uns bleiben soll, aber ich kann dir das nicht versprechen. Ich kann aber versprechen, dass ich nicht an deinem Sarg stehen möchte. Und dafür bin ich auch bereit, jemanden mit ins Vertrauen zu ziehen.“

ANLAUFSTELLEN IN DER UMGEBUNG IM FALLE EINER KRISENSITUATION

DORTMUND

Das Krisenzentrum Dortmund

Beratung in akuten Lebenskrisen, zusätzlich gibt es eine Gesprächsgruppe für Hinterbliebene nach einem Suizid

Web www.krisenzentrum-dortmund.de

Telefon 0231 435077

[U25] Dortmund

E-Mail-Beratung für Menschen unter 25 Jahren durch Ehrenamtler*innen im selben Alter

Web www.u25-dortmund.de

Telefon 0231 861085 -19/-15

Dortmunder Telefonseelsorge

Telefon 0800 110 -111/-222

BOCHUM

Seelsorge und Beratung PRISMA

Web www.telefonseelsorge-bochum.de

Telefon 0234 58513

Eine **ausführliche Liste mit Beratungsstellen** in eurer Nähe findet ihr außerdem auf der Internetseite der Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung:

www.dajeb.de/beratungsfuehrer-online.

Alle 58 Minuten

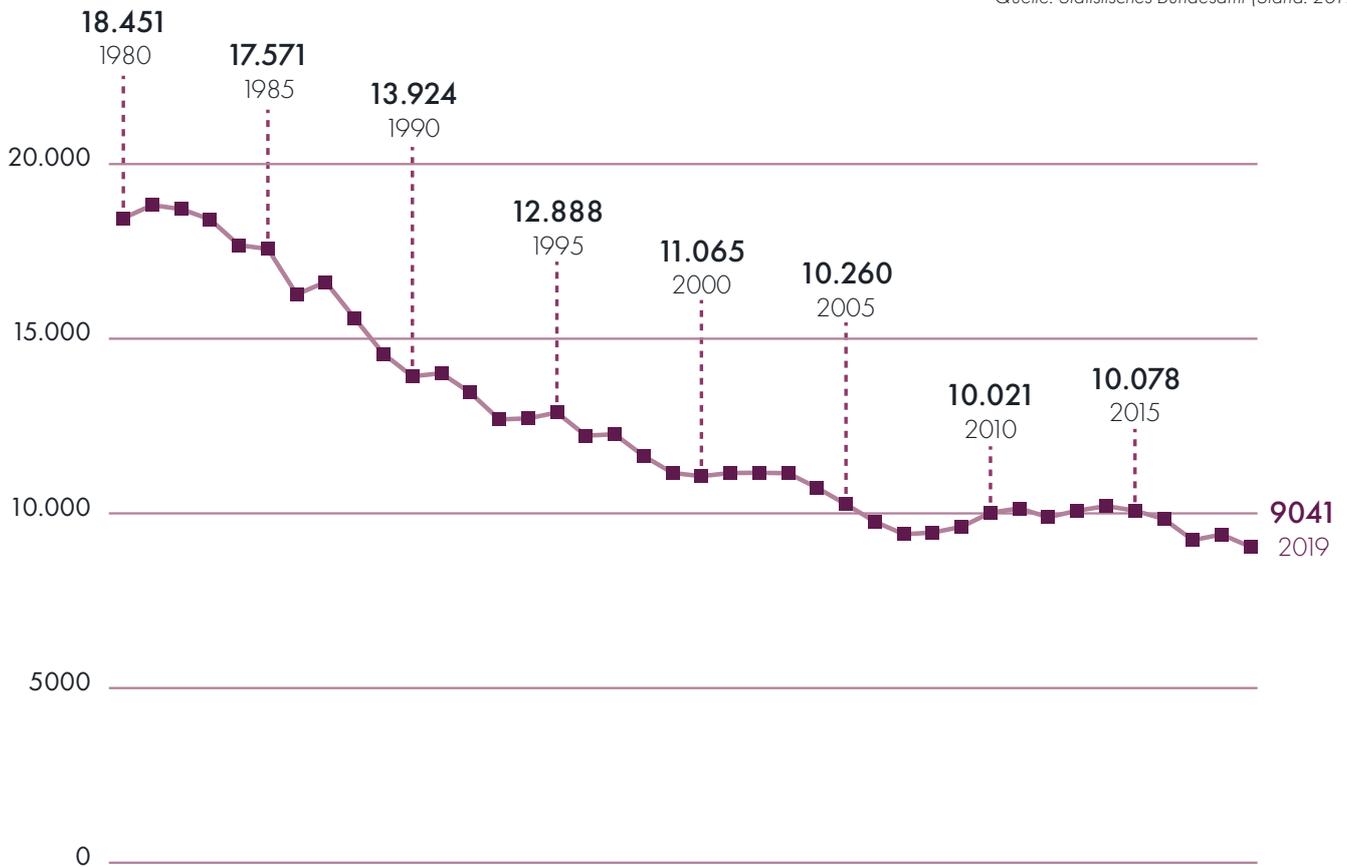
Durchschnittlich 24 Menschen nehmen sich in Deutschland pro Tag das Leben. Darüber geredet wird nicht – und das, obwohl es Menschen jeden Alters und Geschlechts betrifft. Ein Tabu in Zahlen.

TEXT&RECHERCHE ANNA MANZ GRAFIK ANNEKE NIEHUES

DIE ZAHL DER SELBSTTÖTUNGEN IST GESUNKEN

In den vergangenen 40 Jahren hat sich die Zahl der Suizide um die Hälfte reduziert. Expert*innen führen das unter anderem auf eine effektivere Vorsorge zurück.

Quelle: Statistisches Bundesamt (Stand: 2019)



EIN SUIZID PRO STUNDE

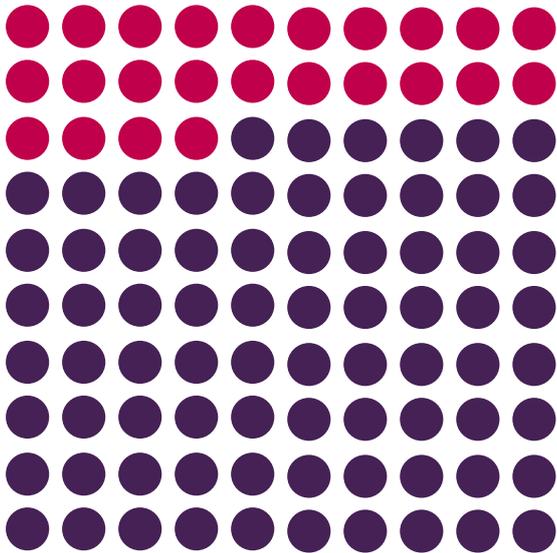
Quelle: Eigene Berechnung, basierend auf Zahlen des Statistischen Bundesamts (Stand: 2019)

● = 1,5 Minuten

Alle 58 Minuten nimmt sich jemand in Deutschland das Leben.

Alle 173 Minuten stirbt jemand im Straßenverkehr.

Alle 1,5 Minuten stirbt jemand an einer Herz-/Kreislaufkrankung.



weiblich 2170 (24 %) männlich 6871 (76 %)

SUIZIDE NACH GESCHLECHT

Männer begehen in Deutschland rund drei Viertel aller Suizide. Schätzungen zufolge gibt es hierzulande 100.000 bis 150.000 Selbsttötungsversuche jährlich, wobei Frauen oft überleben. Das zeigen Umfragen aus Krankenhäusern, in die Menschen nach gescheiterten Versuchen eingeliefert wurden. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern hat viele Gründe. So wählen Männer beispielsweise häufig aggressivere Methoden für einen Suizid.

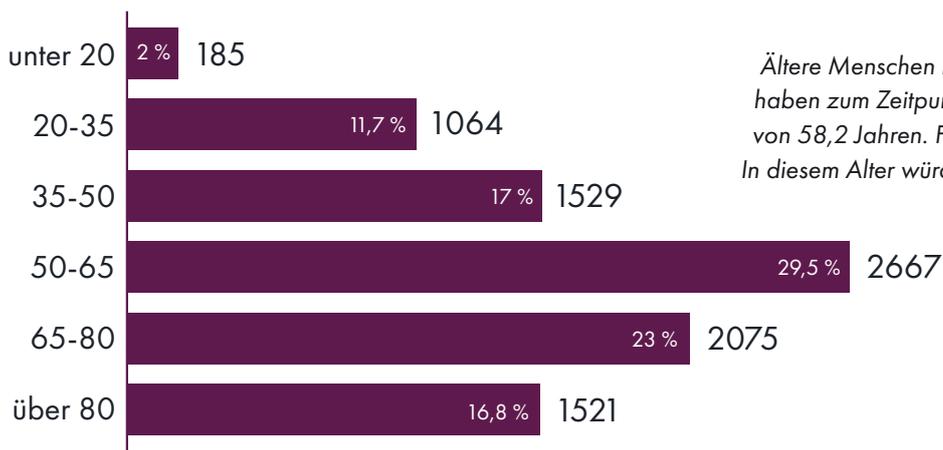
Quelle: Statistisches Bundesamt (Stand: 2019)



ABSCHIEDSBRIEFE

Angehörige würden sich häufig wünschen, einen Brief zu finden, der die genauen Gründe für den Suizid erklärt, sagt Psychotherapeutin Ingrid Israel vom Krisenzentrum Dortmund. Allerdings würden Abschiedsbriefe nie alle offenen Fragen beantworten, manchmal sogar zusätzliche aufbringen oder gar Vorwürfe an die Angehörigen enthalten.

Quelle: Schätzung von AGUS – Angehörige um Suizid e.V.



SUIZIDE NACH ALTER

Ältere Menschen nehmen sich häufiger das Leben. Männer haben zum Zeitpunkt des Suizids ein durchschnittliches Alter von 58,2 Jahren. Frauen sind im Durchschnitt 59,7 Jahre alt. In diesem Alter würden Menschen oft krank und hätten Angst davor, pflegebedürftig zu werden, sagt Psychotherapeut und Psychiater Reinhard Lindner vom Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Quelle: Statistisches Bundesamt (Stand: 2019)



ZECHER ZAHLEN

Mit dem Flugzeug von Köln nach Berlin, im SUV mit 250 Sachen über die Autobahn: Lange verschwendete Dirk Gratzel keinen Gedanken an die Umwelt. Jetzt will der Unternehmer seinen ökologischen Fußabdruck auf zwei Industriebranchen ausgleichen. Ein Ortsbesuch.

TEXT JAKOB SCHIFFER FOTO MAGNUS TERHORST

Die blauflügelige Ödlandschrecke ist eine Meisterin der Tarnung. Dazu braucht sie keine Büsche, kein Gras und keine Bäume, denn ihr Körper ist braun. So hockt das Insekt auf dem kargen Erdboden und verlässt sich auf seinen Deckmantel. Droht Gefahr, harrt es zunächst aus. Erst wenn es nicht mehr anders geht, springt die Schrecke auf. Dann breitet sie ihre leuchtend blauen Flügel aus und bringt ein bisschen Farbe in die karge Landschaft.

„Ein wunderschönes Tier“, sagt Dirk Gratzel. Er steht zwischen dem Verwaltungsgebäude und dem Eingang des ehemaligen Zechenschachts „Polsum I“ in Marl. Die Asphaltstraße unter Gratzels braunen Lederstiefeln hat einige Risse. Hier und da ragt ein einzelner Grashalm zwischen dem Beton hervor. Im vergangenen Sommer hat der 52-Jährige die blauflügelige Ödlandschrecke hier auf dem Gelände zum ersten Mal gesehen. Seitdem ist er fasziniert.

Warum? Weil es ein solches Tier hier überhaupt noch gibt. Denn die blauflügelige Ödlandschrecke steht auf der roten Liste des Bundesamtes für Naturschutz, ihr Bestand in Deutschland geht stark zurück. Gratzel möchte der Schrecke und anderen seltenen Tier- und Pflanzenarten einen neuen Lebensraum bieten. Dafür hat er zwei Industriebrachen gekauft, die er in den nächsten Jahren renaturieren möchte.

UMWELT SPIELTE FRÜHER KEINE ROLLE

Mit seinem Projekt will Gratzel allerdings nicht nur seltene Insekten retten. Er möchte sich bis zu seinem Tod von

einer Last befreien, die jeder Mensch mit sich herumschleppt: seinem ökologischen Fußabdruck. Das Vorhaben ist radikal. Gratzel will nicht nur klimaneutral leben, er will sämtliche Umweltschäden ausgleichen, die er in seinem Leben verursacht hat. Dafür hat er sich professionelle Hilfe geholt. Matthias Finkbeiner, Professor für Technischen Umweltschutz an der TU Berlin, unterstützt Gratzel bei der Umsetzung seines Projektes.

So umweltbewusst wie heute war Gratzel nicht immer. 2012 gründet er „Precire“, ein Tech-Unternehmen, das Kommunikation im Job mithilfe von künstlicher Intelligenz optimiert. Die Firma hat Kunden wie RWE und Vodafone, läuft erfolgreich und Gratzel verdient gutes Geld. Er investiert viel Zeit und Energie in sein Unternehmen und lebt für seinen Job. Vor allem ein Bereich kommt dadurch zu kurz: „Ich habe versucht, die ökologische Seite meines Handelns zu verdrängen.“

Aufgrund seines Jobs reist Gratzel viel. In besonders intensiven Zeiten fliegt er mehrmals die Woche von Köln nach Berlin. Ist er nachts mit dem Auto unterwegs, schaltet er den Tempomaten seines Jaguar-SUV auf 250 Stundenkilometer. Auch zu Hause kümmert sich der Ehemann und Vater von fünf Kindern wenig um die Umwelt. Als „Unterschicht-Kind“, wie er sich selbst bezeichnet, setzt er alles daran, dass seine Kinder in besseren Verhältnissen aufwachsen als er. Es soll ihnen an nichts mangeln. Die Folgen seines Handelns für die Umwelt spielen in Gratzels Leben keine Rolle.

Zur Erkenntnis, dass er seinen Lebensstil ändern möchte und muss, gelangt

er nur schleichend. Einen großen Anteil am Umdenken haben seine Kinder. Nacheinander ziehen sie aus, leben bewusster, weniger konsumorientiert und zeigen ihm, dass man ohne Auto und mit Second-Hand-Kleidung glücklich sein kann.

UMDENKEN DURCH KINDER UND DIE JAGD

Wirklich bewusst wird Gratzel das Ausmaß seines Verhaltens allerdings erst durch ein neues Hobby. Er beginnt zu jagen, ist viel allein im Freien unterwegs. Die Zeit in der Natur bringt ihn zum Nachdenken und macht ihm klar, welche Folgen sein Verhalten haben könnte. An einem Freitagabend im Spätherbst 2016 sitzt er wie so oft bis 22 Uhr im Revier und fasst den Entschluss: „Ab morgen änderst du's.“ Am Ende seines Lebens will er ökologisch eine weiße Weste haben.

Am nächsten Morgen googelt der Unternehmer die Worte „Lebensökobilanz eines Menschen Ausgleich“. Er schreibt zahlreiche E-Mails an verschiedene Wissenschaftler*innen, die sich mit Ökobilanzierung beschäftigen. Matthias Finkbeiner von der TU Berlin ruft ihn sofort zurück. Gratzel solle doch mal in die Hauptstadt kommen, damit sie gemeinsam über das Projekt sprechen können. Also fliegt Gratzel nach Berlin. „Ging schneller“, sagt er heute und lacht.

Mit Finkbeiner und dessen Team arbeitet Gratzel einen Plan aus: Er soll eine Ökobilanz erstellen, seinen Lebensstil grundlegend ändern und seine Emissionen aus der Vergangenheit kompensieren. Das klingt zwar simpel, gestaltet sich aber kompliziert. Sechs Monate



braucht Gratzel, um alle Daten für seine Lebensökobilanz zu sammeln.

Dafür dokumentiert er seinen Alltag minutiös. Er wiegt sein Essen, führt Fahrtenbuch, misst seinen Energieverbrauch und notiert sogar, wie viel Duschgel er im Hotel benutzt. Das Gleiche macht er für die vergangenen 48 Jahre seines Lebens, allerdings nicht mehr so kleinteilig. Als er damit fertig ist, muss Gratzel jeden einzelnen Gegenstand auflisten, den er besitzt: „Ich habe das alles in riesige Excel-Tabellen eingetragen.“ Jede Kuchengabel, jede Socke, jede Büroklammer. Insgesamt zählt er etwa 16.000 Dinge.

Am Ende fällt Gratzels Ökobilanz erschreckend schlecht aus. Den größten

Umweltschaden verursachen seine Treibhausgas-Emissionen, also die Schadstoffe, die den Klimawandel beschleunigen. Gut 26,5 Tonnen CO₂-Äquivalent erzeugt er hier im Jahresdurchschnitt. Zum Vergleich: Der*Die Durchschnittsdeutsche liegt dem Umweltbundesamt zufolge 2018 bei 10,4 Tonnen. Knapp 70 Prozent der Treibhausgase, die Gratzel verursacht, entstehen durch Flüge, Autofahrten und seine wenigen Bahnreisen.

ZWEI BRACHEN FÜR DIE GRÜNE NULL

Seit ihm die Ökobilanz vorliegt, fliegt Gratzel nicht mehr, isst größtenteils vegan und hat seinen Strom- und Wasserverbrauch halbiert. Durch die Um-

stellung schafft er es, seine Treibhausgas-Emissionen um gut 70 Prozent zu senken. Damit liegt er jetzt deutlich unter dem deutschen Durchschnitt. Seine Umweltschulden hat er so aber noch nicht beglichen. Um Punkt drei seines Plans umzusetzen und die Schäden auszugleichen, kauft Gratzel im Dezember 2019 zwei Brachflächen. Diese will er renaturieren.

Zur Fläche kommt er über die Ruhrkohle AG, eine Firma, die früher zahlreiche Steinkohlebergwerke im Ruhrgebiet betrieben hat und heute noch viele brachliegende Schachtanlagen besitzt. Sie verkauft Gratzel die Brachen „Polsum I und II“. Die Flächen sind zehn Hektar groß, das entspricht einem Drittel der Fläche der TU Dortmund. Sie liegen



in Marl, abgelegen in einem Wald, der typisch ist fürs Ruhrgebiet: Auch wenn man hier mitten in der Natur ist, wird es nie ganz still. Immer wieder übertönen vorbeifahrende Autos auf der nahe liegenden Landstraße das Zwitschern der Vögel. Vor zwölf Jahren fuhren hier noch täglich Bergarbeiter untertage, um Steinkohle abzubauen. Heute sind die Scheiben der heruntergekommenen Industriegebäude zerschmettert und der Boden ist bedeckt mit Bauschutt.

DER ABRISS BEGINNT NACH EINEM JAHR PLANUNG

Wenn Gratzel über seine Brachen spricht, klingt er fast pathetisch: „In die Fläche habe ich mich sofort verliebt.“ Sein Großvater und drei seiner

Onkel waren Kumpel, arbeiteten auf der Zeche Wolfsbank in Essen. Gratzels Elternhaus lag circa 200 Meter vom Tor der Zeche entfernt. Dass er jetzt ausgerechnet auf einer Bergbaufläche Wiedergutmachung leisten kann, bedeutet ihm viel.

Während er über die matschigen Wege seiner Brache läuft, erzählt der Unternehmer vom anstehenden Umbau. Die Arbeiter*innen hätten gerade damit begonnen, Gebäude abzureißen. Plötzlich bleibt Gratzel stehen. Vor ihm ragt ein Haufen Metallschrott gut zwei Meter in die Höhe: „Das muss ich fotografieren. Vorgestern standen die Gebäude noch. Das find ich einfach ...“ In Gedanken versunken hört er auf zu sprechen und widmet sich seinem

Smartphone. Der Metallhaufen, den Gratzel jetzt mehrfach fotografiert, war vor zwei Tagen noch ein verfallenes Lüftungsgebäude. Es ist der erste Bau, der auf dem Gelände abgerissen wurde. Gratzel lächelt. Nach einem Jahr Planung tut sich endlich was.

AUFFORSTEN UND NEUE BIOTOPE SCHAFFEN

Bis Ende 2021 will der 52-Jährige die meisten Gebäude auf dem Gelände abreißen lassen. Auch der Asphaltboden kommt weg. Erst danach kann Gratzel damit beginnen, die Brachen zu renaturieren. Er möchte unter anderem aufforsten, neue Gewässer anlegen und Biotope schaffen, um die Artenvielfalt auf seinem Gelände zu erhöhen.



» Ich fände es schlimm, 50 Jahre wie ein ökologischer Rüpel zu leben und dann anderen zu erzählen, wie sie es besser machen sollen. «

Unternehmer Dirk Gratzel hat sein Leben komplett umgestellt.

Nur der Bunker bleibt stehen. In ihm wurden zu Bergbau-Zeiten gefährliche Gase und Sprengstoff gelagert. Da seine schwere Stahltür nie verschlossen wurde, ist er bei Jugendlichen aus dem Nachbardorf sehr beliebt. „Die feiern hier Partys. In einigen Räumen hängen sogar noch Luftschlangen“, sagt Gratzel. Das soll sich ändern. Der Bunker wird versiegelt und soll Kleintieren als Rückzugsort dienen.

DAS VORHABEN KOSTET IHN SEINE GANZEN ERSPARNISSE

Die Renaturierung zahlt Gratzel selbst. Mithilfe einer Methode des Umweltbundesamtes haben Matthias Finkbeiner und sein Team den von Gratzel verursachten Umweltschaden auf etwa 400.000 Euro berechnet. Um seinen ökologischen Fußabdruck zu entfernen, will der Unternehmer diesen Betrag in die Renaturierung seiner Fläche stecken. Die Umwelt, die er durch sein vorheriges Verhalten zerstört hat, wird so an anderer Stelle wiederhergestellt.

Hinzu kommen Personalkosten: unter anderem für Finkbeiners Team, das Umweltplanungsbüro, das die Renaturierung betreut, und den Landschaftsgärtner, der die Streuobstwiese anlegt. Alles

in allem wird ihn das Vorhaben etwa eine halbe Million Euro kosten. Seine gesamten Ersparnisse, sagt Gratzel.

Da so viel Geld und Aufwand in das Projekt fließen, ist Umweltwissenschaftler Matthias Finkbeiner zuversichtlich, dass Gratzel sein Ziel erreicht. Es sei sehr wahrscheinlich, dass die Renaturierung die verursachten Umweltschäden am Ende tatsächlich ausgleiche. Trotzdem gebe es immer ein kleines Risiko. Denn der Erfolg von Gratzels Projekt hänge vom Zustand seiner Brachen ab. Sollten die Flächen durch einen Sturm oder eine Dürre beschädigt werden, könne sich die Umsetzung des Projektes verzögern oder sogar scheitern.

Kritiker*innen könnten Gratzels Vorhaben als moralischen Ablasshandel bezeichnen. Nach knapp 50 Jahren voller Umweltsünden wirkt es, als würde Gratzel sich von seinem angehäuften Vermögen moralische Überlegenheit erkaufen. Doch das will er überhaupt nicht, sagt er: „Ich fände es schlimm, 50 Jahre wie ein ökologischer Rüpel zu leben und dann anderen zu erzählen, wie sie es besser machen sollen.“ Den Lebenswandel habe er für sich selbst vollzogen. Trotzdem möchte er anderen Menschen Anreize für ein nachhal-

tigeres Leben bieten. 2020 hat er „Precire“ verlassen und zwei neue Start-ups gegründet: Mit „Greenzero.me“ stellt er Lebensökobilanzen für Führungskräfte auf und schult Unternehmen. Seine zweite Firma „Heimaterbe“ lässt sich von Unternehmen dafür bezahlen, den ökologischen Schaden von Produkten auszugleichen, die diese herstellen. Dazu kauft und renaturiert „Heimaterbe“ Brachgelände in schlechtem ökologischem Zustand. Gratzel hat sein persönliches Projekt also kommerzialisiert und verdient jetzt damit sein Geld.

NICHT GEPLAGT VON EINEM ASKETISCHEN LEBENSSTIL

Insgesamt habe sich sein Leben durch die Umstellung verbessert, sagt Gratzel: „Jeder, der mich kennt, kriegts mit, dass ich nicht von einem asketischen Lebensstil geplagt bin.“ Vor allem im Sommer, wenn es draußen heiß ist, nimmt Gratzel es mit der Nachhaltigkeit nicht ganz so genau: „Wenn ich mit den Jungs drei Stunden Tennis spiele, trinke ich nachher auch mal zwei Bier“, erklärt er. Immerhin habe Bier einen besseren Fußabdruck als Kaffee oder Wein. Das dürfe man natürlich nicht vergessen, sagt er schmunzelnd.

Nuhr am Spalten

In jedem Heft schreiben wir eine Mail – dieses Mal an Dieter Nuhr. Der Kabarettist schießt regelmäßig gegen junge, politische Menschen. Unser Autor findet, dass Nuhr den Generationenkonflikt so verschärft und fordert ihn auf, sich endlich zurückzuhalten.

TEXT|JAKOB SCHIFFER

Neue Nachricht: Spaltung durch Kabarett _ □ ×

Von: Jakob Schiffer An: Dieter Nuhr

Betreff: Spaltung durch Kabarett

Sehr geehrter Herr Nuhr,

die Welt verändert sich, Sie tun es nicht. Als Kabarettist machen Sie jene lächerlich, die Veränderung fordern. Ihre Lieblingsthemen sind der Klimawandel, Gender und Political Correctness. Ihr Tenor: „Regt euch mal alle nicht so auf.“ Damit machen Sie selbst genau das, was Sie Aktivist*innen immer vorwerfen: Sie spalten und polarisieren. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich habe kein Problem damit, dass Sie solche Themen satirisch aufbereiten. Mich stört, wie Sie diese Themen behandeln.

So behaupten Sie, dass der Buchtitel „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten“ rassistisch gegenüber Weißen sei. Damit verschieben Sie den Diskurs. Denn durch Rassismus benachteiligt werden nicht Weiße, sondern People of Color. In Deutschland sind das zum Beispiel Menschen mit Migrationshintergrund. So hatten 2020 vier von zehn Personen Bedenken, eine Wohnung an Migrant*innen zu vermieten. Das ergab eine Umfrage der Antidiskriminierungsstelle des Bundes.

In Ihrer ARD-Sendung kündigten Sie außerdem süffisant an, dass Sie im Zimmer Ihrer Tochter zukünftig nicht mehr heizen würden. Sie gehe ja jetzt auf die Freitagsdemos. Auch damit lenken Sie vom eigentlichen Problem ab. Denn es ist Fakt, dass die Bundesregierung nicht genug gegen den Klimawandel tut. Erst im Mai 2020 hat der Umweltrat die deutschen Klimaziele als „bei weitem nicht ausreichend“ bewertet, um die Erderwärmung auf weniger als zwei Grad zu begrenzen.

Herr Nuhr, Sie tun so, als wäre jeder Protest gegen Rassismus und Klimapolitik übertrieben und hysterisch. Politische Missstände anzuprangern, ist aber legitim und notwendig. Denn eine Gesellschaft ohne Protest ist eine Gesellschaft ohne Fortschritt. Mit Ihren Aussagen hetzen Sie Alt und Jung gegeneinander auf. Sie befeuern den Generationenkonflikt. Denn Ihre Satire erreicht vor allem ältere Menschen. Indem Sie die Forderungen junger Aktivist*innen ins Lächerliche ziehen, fühlen sich Ihre Zuschauer*innen womöglich in ihrem Groll auf die junge Generation bestätigt. Sie werden in ihrer Einstellung bestärkt, nichts an der bestehenden Situation ändern zu müssen.

Vor 23 Jahren haben Sie sich in einem Bühnenprogramm darüber beschwert, „dass in diesem Land jeder Idiot zu allem eine Meinung hat“. Damals stellten Sie einen Grundsatz auf, eine Art Leitlinie für alle. Ich wünschte, Sie würden sich auch heute noch daran halten: „Wenn man keine Ahnung hat, einfach mal Fresse halten!“

Mit freundlichen Grüßen
Jakob Schiffer

Senden

ARBEITSPLATZ ARKTIS

Eine Expedition zu einem der lebensfeindlichsten Orte der Erde: Katja Metfies hat auf einem Forschungsschiff gearbeitet, das im Eis der Arktis eingefroren war. Im Interview spricht sie über den Zusammenhalt an Bord, Besuche von Eisbären und Untersuchungen zum Klimawandel.

TEXTJANA NIEHOFF **FOTO**MOSAIC/ALFRED-WEGENER-INSTITUT: STEFAN HENDRICKS, LIANNA NIXON, TORSTEN SACHS







Diese Chance ist im Leben von Forscher*innen wohl einmalig: eingefroren in der arktischen Eiswüste arbeiten, an Bord eines Forschungsschiffes. Und das über mehrere Monate hinweg. Katja Metfies hat diese Chance bekommen und genutzt. Die Molekularbiologin arbeitet am Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung in Bremerhaven. Für die einjährige internationale Forschungs Expedition „MOSAiC“ reiste sie als Co-Fahrtleiterin des fünften Fahrtabschnitts mit in die Arktis. Neun Wochen war die 47-Jährige mit dem Forschungseisbrecher „Polarstern“ unterwegs, von Anfang August bis Mitte Oktober 2020. Neun Wochen, in denen Metfies den Lebensraum Arktis und dessen Organismen genauestens untersuchen konnte. Der Fokus ihrer Arbeit: Wie verändert sich die Zusammensetzung von sauerstoffbindenden Mikroalgen in Eis und Wasser aufgrund des Klimawandels? Welche Rolle spielen diese Algen für das Klima?

Rund ein halbes Jahr nach Ende der Expedition bleiben Metfies neben den gesammelten Proben und Daten Erinnerungen an ein Leben an einem der entlegensten Orte der Welt.

Bitte erinnern Sie sich mal: Sie stehen an Deck der Polarstern, mitten in der Arktis. Was ist das für ein Gefühl?

(überlegt) Ich erinnere mich an das Gefühl der Ruhe. Diese Abgeschiedenheit. Im Hintergrund brummt nur der Schiffsdiesel und hin und wieder hört man ein Messgerät der Atmosphärenphysiker. Sonst waren da keine Geräusche. Und obwohl es so ruhig ist, hat man ein Ökosystem um sich herum. Da schaut dann auch mal eine Robbe aus dem Wasser.

In der Arktis zu überleben und zu forschen, ist doch total aufwendig. Wieso musste die Expedition ausgerechnet dorthin gehen?

Um die Auswirkungen des Klimawandels verstehen zu können, muss man die Arktis verstehen. Der Klimawandel schreitet in der Arktis unglaublich schnell voran. Denn dort verändert sich die Meereisbedeckung. Das Eis der Arktis schmilzt. Wir sind nah dran, ein neues Minimum an Eisbedeckung zu erreichen. Bisherige globale Klimamodelle basieren aber darauf, dass die Arktis größtenteils noch eisbedeckt ist. Um neue, gute Klimamodelle zu entwickeln, mussten wir also in die Arktis fahren und aktuelle Informationen und Daten sammeln. Das war wichtig, denn die Klimamodelle werden ja auch verwendet, um politische Empfehlungen abzugeben. Gerade zum arktischen Winter gibt es bisher fast keine Daten, weil das

Meereis in dieser Zeit für die Eisbrecher zu dick ist. Deshalb mussten wir uns im Eis einfrieren lassen.

Was hat Sie selbst dazu gebracht, auf solch eine Reise zu gehen?

Das wissenschaftliche Interesse. Es ist eine einmalige Gelegenheit zu beobachten, wie sich das Ökosystem in der Arktis über einen ganzen Jahresgang entwickelt. Eine ganzjährige Expedition in die Arktis hat es seit Fridtjof Nansens „Fram-Expedition“ Ende des 19. Jahrhunderts nicht gegeben. Fasziniert haben mich solche Abenteuer ohnehin schon immer. Als Kind habe ich es geliebt, Reportagen über Expeditionen anzugucken. Später kam die Begeisterung für Biologie dazu. Außerdem hat mich begeistert, wie interdisziplinär MOSAiC war: Von der Bakterie bis zu atmosphärischen Prozessen wurde alles in nur einer Expedition untersucht.

Wie haben Sie sich auf die lange Zeit im Norden vorbereitet?

Drei Jahre im Voraus haben wir angefangen, die Wissenschaft und Logistik vorzubereiten. MOSAiC ist ein multidisziplinäres Projekt. Wir mussten die verschiedenen Anforderungen der Projekte der Wissenschaftler koordinieren. So konnten wir einen Überblick bekommen, wie diese Projekte zusam-





POLARSTERN



» Um die Auswirkungen des Klimawandels verstehen zu können, muss man die Arktis verstehen. «

Molekularbiologin Katja Metfies hat auf ihrer Reise die Mikroalgen im arktischen Eis untersucht.

menhängen. Logistisch mussten wir planen, was wir an Ausrüstung, Geräten und Material auf der Fahrt benötigen. Wir haben viel gepackt. Außerdem mussten wir spezielle Sicherheitstrainings machen, etwa zum Eisbärenschutz. Ich habe gelernt, was zu tun ist, wenn ich ins Wasser falle, und wie ich dafür Sorge, dass meinen Kollegen nichts passiert.

Wie sind Sie vorgegangen, um sich und Ihre Kollegen zu schützen?

Wir haben nach dem Buddy-Prinzip gearbeitet. Das heißt, niemand sollte allein unterwegs sein. Jedes Team hatte eine Wurfleine dabei, die im Notfall der Rettung aus dem Wasser dienen sollte. Außerdem war immer ein Rettungsrucksack in Reichweite, der eine Rettungsdecke enthielt. Jeder von uns hat zudem Eispickel dabeigehabt. Die helfen, sich aus dem Eis zu hangeln. Bei den Sicherheitstrainings haben wir im Schwimmbad gelernt, wie wir mit dem Pickeln aus dem Wasser herauskommen können. Natürlich haben wir auch erste Hilfe bei Unterkühlung gelernt und wie man eine verunglückte Person mittels eines Schlafsacks und einer Rettungsdecke warm hält.

Sie waren im fünften und letzten Fahrtabschnitt der Exkursion dabei,

das war von Anfang August bis Mitte Oktober 2020. Im Winter erschwert die Dunkelheit die Forschungsarbeiten in der Arktis. Welche Herausforderungen bringt der arktische Sommer mit sich?

Die Helligkeit. Durch sie bricht die Struktur des Tages weg. Es ist die ganze Zeit hell, eine richtige Nacht gibt es nicht. Mein eigener Körper hat sich darauf nicht gut eingestellt, ich wurde nicht richtig müde.

Im Sommer ist es auch wärmer. Hatten Sie dadurch Vorteile?

Ja, im Winter herrschen Temperaturen von Minus 30 bis Minus 40 Grad Celsius. Aber auch bei arktischen Sommer-temperaturen von Minus 15 Grad kann die Arbeit ohne Handschuhe echt unangenehm werden.

Wie kann ich mir das vorstellen?

Eine Kollegin hat mal eine Drohne über die Scholle fliegen lassen, an der die Polarstern festgemacht war. Sie wollte die Scholle vermessen. Irgendwann hat sie mich gebeten, den Forschern auf der Scholle zu sagen, dass sie aufpassen sollen. Ihre Finger seien so kalt und es könnte sein, dass sie die Drohne nicht mehr präzise genug fliegen kann. Die Drohne ist aber zum Glück nicht abgestürzt.

Haben Sie auch mal einen Eisbären gesehen?

Ja, ein Eisbär kam mal in unser Forschungscamp. Das hatten wir auf der Scholle aufgebaut, an der die Polarstern vor Anker lag. Dort hat der Eisbär sich dann ein Forschungsgerät nach dem anderen angeguckt. Einmal hat er mit der Tatze auf ein Zelt gehauen, das ist dann zusammengeklappt. Da hat er sich fürchterlich erschreckt. Trotzdem war dieser Eisbär so neugierig, dass er sich nicht einmal von dem Schiffshorn vertreiben ließ. Das laute Hupen war eigentlich unsere Strategie, die Eisbären zu vertreiben.

Hatten Sie da Angst?

Ne, eigentlich nicht. Wir hatten ein gut ausgearbeitetes Sicherheitskonzept. Bei den Forschungsarbeiten waren immer erfahrene Bärenwächter dabei, die sehr viel Ruhe ausstrahlt haben. Im Notfall hätten sie auch eine Waffe dabeigehabt. Die Schiffshupe war also nicht das einzige, was uns vor den Eisbären schützen sollte. Die Waffen sind aber zum Glück nie zum Einsatz gekommen. Während unseres Fahrtabschnitts war die Situation auch etwas entspannter, es war ja hell. Im Dunkeln ist es bestimmt ein anderes Gefühl, zu wissen, dass gleich irgendwo ein Eisbär auftauchen könnte.

Das klingt alles sehr aufregend. War die Zeit auch manchmal anstrengend? Sie haben schließlich jeden Tag gearbeitet und jeden Tag dieselben Leute gesehen.

Bevor ich auf der Polarstern mitgefahren bin, habe ich mich gefragt, wie ich damit klarkommen soll, jeden Tag nur eine kleine Gruppe der immer gleichen rund 80 Menschen um mich zu haben. Da wir vorher aber meistens nicht viel Kontakt hatten, gingen uns die Gesprächsthemen nicht aus.

Aber die Stimmung war doch sicher auch mal nicht so toll, oder?

Manchmal laufen die Dinge nicht so, wie gewünscht. Wir bekommen die gewünschten Proben für unsere Forschungen nicht oder ein Gerät geht kaputt. Wichtig ist, den Frust dann nicht in sich hineinzufressen. Wir haben uns stattdessen gegenseitig zugehört. Wir saßen ja im wahrsten Sinne des Wortes in einem Boot. Der Zusammenhalt auf dem Schiff war toll.

Was haben Sie auf dem Schiff gemacht, wenn Sie mal nicht gearbeitet haben?

Ich habe viel gelesen, mich mit Kollegen zum Plaudern getroffen oder Gesellschaftsspiele gespielt. Es gab auch eine große Videobibliothek an Bord. Wir hatten da schon viele Möglichkeiten.

Gibt es etwas, das Sie während Ihrer Zeit in der Arktis besonders vermisst haben?

Den Kontakt zu meinen Kindern. Zu Hause bin ich sehr nah an ihnen dran und begleite sie bei all ihren Sorgen und Nöten. Dann war ich in der Arktis und damit so weit weg. Die Kommunikation war auch eingeschränkt, weil wir nur per E-Mail oder über Satellitentelefon kommunizieren konnten. Für private Gespräche bei guter Satellitenverbindung war Telefonieren eigentlich jederzeit möglich.

Klingt, als sei regelmäßiger Kontakt machbar.

Ein 45-minütiges Gespräch kostet aber etwa 25 Euro. Und die Kosten muss jeder selbst tragen. Mein Sohn hatte

während meiner Zeit in der Arktis Geburtstag, da konnte ich nicht dabei sein. Das waren Momente, in denen ich mich abgeschnitten gefühlt habe.

Aber immerhin waren Sie in der Arktis weit weg von der Corona-Pandemie, oder?

Nicht ganz. Ich war erst im Sommer, also im fünften und damit letzten Fahrtabschnitt dabei. Da hatte sich die Situation mit Corona ja vorübergehend etwas entspannt. Aber die Leute auf dem dritten Fahrtabschnitt hatten große Probleme. Die sind Ende Januar losgefahren, als Corona bei uns noch gar kein Thema war. Das hat sich dann ja schnell geändert. Zu diesem Zeitpunkt waren auch italienische Kollegen an Bord. Die haben zum Teil wirklich schlimme Sachen von zu Hause gehört, saßen selbst aber auf unbestimmte Zeit in der Arktis fest. Durch Corona gab es Schwierigkeiten, die Besatzung nach Hause zu bringen und den Austausch für den nächsten Fahrtabschnitt durchzuführen. Über Wochen war dann gar nicht klar, wann die Kollegen aus der Arktis zurückkehren können. Wir zu Hause haben uns gefragt, ob MOSAiC bis zum Ende weitergehen kann. Das war eine schwierige Situation. Wir können die Expedition im nächsten Jahr nicht einfach wiederholen.

Trotz Corona ist dann aber doch alles gut gegangen. Was passiert jetzt mit den gesammelten Daten?

Jetzt geht die Arbeit erst richtig los. Ich werde mit meinen Kollegen in unserem großen Datensatz nach Mustern suchen. Daraus können wir hinterher die neuen Klimamodelle erstellen. Wir haben jetzt eine sehr gute Datenbasis. Immerhin konnten wir zum ersten Mal auch im Winter Daten in der Arktis sammeln. Hoffentlich können wir die neuen Erkenntnisse in ein bis zwei Jahren publizieren.

Sie wollen mit ihren gesammelten Daten eine Grundlage für politische Entscheidungen schaffen. Haben Sie jetzt schon Ratschläge für die Politik?

Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Wir müssen die Handlungsfähigkeit für

den Klimawandel übernehmen, die der Staat hinsichtlich der Corona-Pandemie gezeigt hat. Es wird zu lang diskutiert. Die Menschen nehmen immer noch nicht richtig ernst, was passiert. Konkrete Handlungsempfehlungen sind schwierig. Aber starten könnte man mit allem, was den CO₂-Ausstoß verringert.

Kann die Arktis überhaupt noch gerettet werden?

Tja. Das ist immer diese Frage: Sind wir schon jenseits des Umschlagspunktes oder bekommen wir es noch hin? Das wollen wir mit den Daten jetzt herausfinden. Die aktuellen Modelle zeigen aber, dass die Arktis bis 2050 eisfrei sein wird, wenn es weitergeht wie bisher. Das ist sehr bedrückend. Unser Expeditionsleiter Markus Rex hat es passend auf den Punkt gebracht, als er sagte: „Wir haben dem Meereis beim Sterben zugesehen.“

DIE MISSION DER »POLARSTERN«

Die Expedition MOSAiC (Multidisciplinary drifting Observatory for the Study of Arctic Climate) war, gemessen an Teilnehmerzahl und Budget, die bisher größte Forschungsreise in die Arktis. Geleitet hat sie das deutsche Alfred-Wegener-Institut. Ziel der Expedition war es, fachübergreifende Daten über die klimatischen Prozesse in der Arktis zu sammeln, um neue und verbesserte Klimamodelle erstellen zu können. Dafür ließen sich die Wissenschaftler*innen ein Jahr lang an Bord des deutschen Eisbrechers Polarstern im arktischen Eis festfrieren. Unterwegs war die Polarstern vom 20. September 2019 bis zum 12. Oktober 2020. Die Expedition hatte fünf Fahrtabschnitte. Vor jedem neuen Abschnitt wurde das Team an Forscher*innen ausgetauscht. Über die gesamte Zeit waren in der zentralen Arktis mehr als 600 Forscher*innen und Besatzungsmitglieder aus 20 Ländern im Einsatz. Sie erforschten die arktische Atmosphäre, das Ökosystem, das Meer eis, den Ozean und erarbeiteten die Grundlagen für neue Klimamodelle.

Warum gibt es keine Eisblumen mehr?

PROTOKOLLTIM RENNER FOTODANIELA ARNDT ILLUSTRATIONNANNA ZIMMERMANN

Wenn es im Winter richtig kalt wird, können wir ein paar der erstaunlichsten Fähigkeiten von Wasser beobachten. Die meisten davon sind aber nur noch als Bilder im Kalender zu sehen. Besonders Eisblumen begegnen wir ansonsten fast gar nicht mehr.

Eisblumen können theoretisch überall wachsen. Am bekanntesten sind die schönen Eismuster an den Fenstern am Morgen nach einer kalten Winternacht. Damit sie entstehen können, muss die Luftfeuchtigkeit im Zimmer hoch sein – denn wo kein Wasser, da kein Eis. Wenn das Fenster richtig kalt wird, kondensiert das Wasser aus der Luft im Zimmer an der Scheibe und die Scheibe beschlägt. Das ist der erste Schritt.

Wenn nun das Fensterglas noch kälter wird, gefriert das Wasser dort und es bildet sich eine dünne Eisschicht. Damit aus Wasser Eis wird, braucht es irgendetwas, woran sich die Moleküle sammeln und als Eiskristall anordnen können. Bei Nebel oder Schnee sind das meistens kleine Staubpartikel in der Luft. Noch einfacher sammeln sich die Wassermoleküle an großen Oberflächen wie einem Fenster. Kratzer oder Schmutz verstärken den Effekt, da sich das Wasser dort besser anlagern kann. Von dort aus wächst das Eis über die Fensterscheibe und erzeugt ein ähnliches Muster wie bei einer Schneeflocke – oder bei einer Blume.

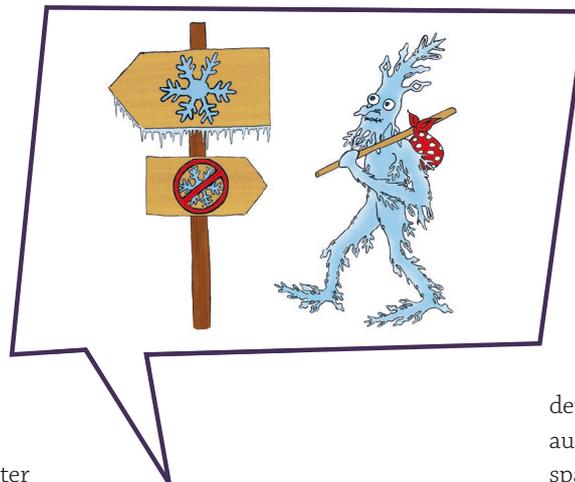
Warum gibt es dann fast keine Eisblumen mehr? Erstens: Die Luftfeuchtigkeit in Räumen ist heute wahrscheinlich et-

was niedriger als früher, da heutzutage mehr geheizt wird. Der zweite und wichtigere Grund: Die meisten Fenster, die wir heute in unseren Häusern verbauen, sind zweifach verglast. Dabei werden zwei Glasscheiben in einen Fensterrahmen gesetzt, zwischen denen es keine Luft gibt.

Daher wird nur sehr wenig Wärme von innen nach außen übertragen. Die Innenseite dieser Fenster wird deshalb meist nicht einmal kalt genug, um überhaupt zu beschlagen, und erst recht nicht kalt genug, damit Eisblumen wachsen können. Beim Bau neuer Gebäude darf eine gewisse Wärmeisolation nicht mehr unterschritten werden. Und bei älteren Gebäuden werden häufig die alten Fenster ausgetauscht, um Heizkosten zu sparen. Das macht die Eisblumen zu einer der wenigen aussterbenden Arten, deren Verschwinden ein gutes Zeichen ist. Denn so schön sie auch sein mögen, bedeuten sie doch vor allem eins: schlechte Wärmeisolation.

In freier Wildbahn sind Eisblumen manchmal noch zu finden: an den Glasscheiben von Bushaltestellen, an den Ästen von Bäumen und auch auf dem Packeis der Polarmeere. Hohe Luftfeuchtigkeit, kalte Temperaturen, eine Oberfläche zum Wachsen – und schon können Eisblumen wachsen.

Gabriele Sadowski ist Professorin für Thermodynamik an der TU Dortmund.



WIRKLICH ECHTE LIEBE

Unser Autor hat keine Lust mehr auf Bundesliga. Er findet: Den echten Fußball gibt es nicht in Block 87, Reihe 23. In der Regionalliga West sind Fans nur wenige Meter vom Platz entfernt. Ein Plädoyer für eine unterschätzte Liga.

TEXT CHRISTOPHER BACZYK FOTO DANIELA ARNDT/PRISMA LABS & MAGNUS TERHORST



Ich entfremde mich langsam vom modernen Profifußball. Denn der wird immer kommerzieller. Transfersummen schießen in die Höhe. Investoren pumpen Geld in die Vereine. Die deutsche Nationalmannschaft legt eine Strecke von Stuttgart nach Basel mit dem Flugzeug zurück. Und wir Fans? Ändern erstmal nichts. Natürlich schauen wir weiter die Bundesliga-Spiele, weil wir schönen Fußball mögen. Natürlich schalten wir ein, wenn Borussia Dortmund gegen Bayern München spielt. Trotzdem sollten uns die Entwicklungen rund um den Platz zu denken geben. Ist das noch der Fußball, den wir sehen und unterstützen möchten? Wollen wir diese Entwicklung einfach so hinnehmen? Was können wir dagegen tun? Die Antwort: Lasst uns dem Amateurfußball mehr Aufmerksamkeit schenken!

ERINNERUNG AN DIE ALTEN BOLZPLATZZEITEN

Die Regionalliga West ist eine der viert-höchsten Fußballligen in Deutschland. Eine Amateurliga an der Grenze zum Profifußball: Teams aus Nordrhein-Westfalen vom Niederrhein bis zum Ruhrgebiet. Der Fokus liegt auf dem

Fußball in seiner ursprünglichen Form. Es geht nur darum, was in den 90 Minuten auf dem Fußballplatz passiert. Den Zirkus drumherum gibt es nicht. Keine Starallüren der Spieler, keine Gold-Steaks in Dubai. Keine Beraterstreits um die eine Million mehr auf dem Konto. Die Spieler konzentrieren sich auf sich selbst. Sie arbeiten für ihre Leidenschaft: Fußball. Wir können ihnen dabei zusehen. Das lässt jedes Fußball-Romantiker-Herz höher schlagen!

Natürlich gibt es spielerische Unterschiede zum Profifußball. Das Spiel ist nicht so schnell und nicht immer schön anzusehen. In der kalten Jahreszeit stehen die Plätze gerne mal unter Wasser oder sind gefroren – eine Rasenheizung können sich nur die wenigsten Teams leisten. Aber mal ehrlich: Das ist doch unser Ruhrpott-Fußball. Er erinnert uns an die eigenen Zeiten auf dem Bolzplatz, als wir uns mit Freund*innen auf der nächstbesten Wiese trafen, mit vier Jacken zwei Tore markierten und einfach nur Fußball spielten. Na gut, in der Regionalliga geht es sportlich natürlich um ein kleines bisschen mehr: Fünf Teams steigen am Ende dieser Saison ab. Nur der Meister schafft den Sprung in die Dritte Liga.

In der Bundesliga gehen uns derweil im Ruhrgebiet die spannenden Derbys aus. Der MSV Duisburg und der VfL Bochum sind längst irgendwo in den Ligen zwei und drei verschwunden. Am Wochenende geht es gegen Sandhausen und Verl. Schalke wird sich bald dazugesellen. Dann würde der BVB als einziger Verein das Ruhrgebiet in der Bundesliga vertreten.

AUF AUGENHÖHE MIT DEN SPORTLERN

In der Regionalliga West sind brisante Derbys dagegen garantiert: Mit Rot-Weiß Essen, Dortmund II, Schalke 04 II und Rot-Weiß Oberhausen häufen sich die Vereine aus dem Ruhrgebiet. So finden wir an jedem Wochenende ein spannendes Spiel, quasi direkt vor unserer Haustür – in Dortmund im Stadion „Rote Erde“, auf Schalke im „Neuen Parkstadion“ oder in Essen im „Stadion an der Hafestraße“. Dort lohnt es sich, ein Regionalligaspiel vor Ort anzuschauen – sobald Zuschauer*innen wieder erlaubt sind.

Volle Stadien, jubelnde Fans, Bratwurst und Bier, das alles gehört zu einem gu-

ten Stadionerlebnis. 80.000 frenetisch jubelnde Fans sind beeindruckend. Aber ist es euch das wirklich wert, im Signal Iduna Park irgendwo in Reihe 23 in Block 87 zu hocken? Spieler und Ball könnt ihr nur noch erahnen. Dann doch lieber Regionalliga-West. Ihr steht nur wenige Meter vom Fußballfeld entfernt, quasi auf Augenhöhe mit den Sportlern auf dem Rasen, und hört jedes Wort der Spieler und der Schiedsrichter*innen. Alles ist überschaubarer, bodenständiger, sympathischer. Es fühlt sich fast so

an, als würden wir selbst auf dem Platz stehen. Bratwurst und Bier schmecken selbstverständlich genauso gut wie in großen Stadien. Und vielleicht kommt ihr sogar den einen oder anderen Euro günstiger davon.

TOLLE STIMMUNG STATT LANGWEILIGER FAMILIENFEIER

Wer denkt: „Da ist bestimmt gar keine Stimmung“, der liegt falsch. Rot-Weiß Essen hatte im vorigen Jahr im Schnitt

mehr als 10.000 Zuschauer*innen pro Spieltag. Und die machen eine super Stimmung, die den einen oder anderen Bundesligisten neidisch macht – viele Grüße nach Wolfsburg und Hoffenheim. In manchen Bundesliga-Stadien gleicht das Erlebnis einer langweiligen Familienfeier: stundenlanges Gemurmel und jeder freut sich, wenn es vorbei ist. Wenn Stadionbesuche wieder möglich sind, dann vergesst den Signal Iduna Park und geht doch mal zur „Roten Erde“. Es lohnt sich!





** Marie gewährt uns einen tiefen Einblick in ihr Familienleben. Um die Privatsphäre der Familie zu schützen, haben wir alle Namen geändert.*

VERSCHWORENE VERWANDTE

Maries Vater ist Anhänger von Verschwörungsmmythen. Normale Gespräche kann die 22-jährige Studentin mit ihm schon lange nicht mehr führen. Im Streit warf er sie sogar einmal raus. Kann sie ihn einfach aufgeben?

TEXT TORBEN KASSLER ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

Zeig das nicht deinem Vater, der sieht ja aus wie ein Jude.“ Nicht unbedingt der Satz, den man erwartet, wenn man der Stiefmutter ein Foto von seinem neuen Freund zeigt. Für Marie* ist jedoch genau das Realität. Braune Locken, grüne Augen, Vollbart. Mehr braucht es nicht, um der Frau ihres Vaters diese Warnung zu entlocken. „Das ist zwar nicht die Meinung meiner Stiefmutter, aber sie weiß, was mein Vater denkt und sagt“, räumt Marie ein. Und von dem, was ihr Vater denkt und sagt, haben Marie, ihr Bruder sowie ihre Stief- und leibliche Mutter in den vergangenen fünf Jahren so einiges mitbekommen.

Ungefähr seit der Flüchtlingskrise 2015 ist der Vater der Naturwissenschaftsstudentin aus Bochum Verschwörungsmmythen verfallen. Die jüdisch-kulturmarxistische Weltverschwörung, Gedankenmanipulation via Chemtrails und 5G und letztlich die Verschwörungen, die im vergangenen Jahr rund um die Corona-Pandemie entstanden sind: All das ist im Weltbild von Maries Vater Paul* keine schlechte bis absurde Science-Fiction, sondern empfundene Realität und ständige Bewertungsgrundlage des Geschehens. Anstelle der Tagesschau stehen jetzt Ken.FM und der Kopp-Verlag. Beide gelten als Plattformen der neurechten Verschwörungsszene. „So einschlägige Seiten halt. Und dann ist da der erste Artikel irgendwie Islamkritik und der nächste ...“ Marie bricht ab. „Kei-

ne Ahnung ...“, sagt sie und lacht peinlich berührt. „Ich bin nicht auf solchen Seiten unterwegs, aber er nimmt da alles mit und stellt nichts mehr infrage.“

Es sind nicht nur die Inhalte der Verschwörungsmmythen, die auf dem Familienfrieden lasten. Es ist auch die fast schon dogmatische Sturheit, die Maries Vater diesbezüglich zeigt. „Wirklich, mit meinem Vater kann man über nichts anderes reden. Er kommt irgendwie immer darauf zurück.“ Bei einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts YouGov gaben im September 2020 zwei Prozent der Befragten in Deutschland an, dass sie Verschwörungsmmythen für Realität halten. Was tun, wenn die Familie, der innerste Kreis, Personen, die man liebt, mit dem verqueren Blick eines quasi religiösen Eifers einem gefährlichen und menschenverachtenden Irrglauben folgen?

EIN BESONDERS GRAUER TAG

Es ist ein Tag im Dezember 2020. Maries Geburtstag. Richtig freuen kann sie sich allerdings nicht. Während sie im grau-verregneten Bochum hockt, liegt in einer Stadt in Baden-Württemberg ihre Oma mütterlicherseits im Sterben. In der Stadt, in der Marie aufgewachsen ist und in der ihre Eltern immer noch leben. In der Stadt, die sie verlassen hat, um zu studieren – aber auch, um Dis-tanz zu ihrem Vater zu gewinnen.



So ganz entkommen kann und will Marie der Situation aber nicht. Marie hat einen Aushilfsjob im Einzelhandel. In der Vorweihnachtszeit ist die Arbeit immer besonders stressig. Als sie an ihrem Geburtstag nach Schichtende nach Hause kommt, startet sie Skype auf ihrem Laptop und ruft ihren Vater an – nicht umgekehrt.

Thema Nummer eins, sagt Marie: die Corona-Maßnahmen der Regierung. „Ich bin fest davon überzeugt, dass du irgendwann sehen wirst, dass ich recht habe!“, sagt Maries Vater immer wieder mit voller Inbrunst. In seiner Stimme liegt dieser kleine Funken Hoffnung, vielleicht könne es ja diesmal klappen. Vielleicht wacht seine Tochter endlich auf. „Ich will doch nur dein Bestes.“ Marie kennt das schon. „Ja, ja, na klar doch.“ Vergeblich versucht sie, das Thema zu wechseln.

„Das ist doch unmöglich!“, ereifert sich Marie hinterher. „Meine Oma



liegt im Sterben und als ich das ihm gegenüber gesagt habe, kam wieder nur irgendwas zu Corona.“ Es gebe doch gerade wichtigere Dinge im Leben. Sie streicht sich aufgeregt eine Strähne ihrer Haare zurecht. „Erstens mal, ich hab‘ Geburtstag, und zweitens mal, ich bin verdammt noch mal traurig. Und trotzdem ist es wichtiger, irgendein Verschwörungszeug zu reden, als so zu sein, wie Eltern sein sollten.“

DER SCHATTEN DER VERGANGENHEIT

Dabei hat Paul die Welt früher anders gesehen. Eine Entwicklung, die Marie nicht verstehen kann. „Der war ja früher auch so ein bisschen Hippie mit Liebe und so. Dann fängt der an mit Kritik an der Regierung, wegen der Flüchtlinge, und dann hat er auf einmal was gegen homosexuelle Menschen, die einfach nur ihre Liebe ausleben“, sagt

die Studentin. Der Geisteswandel des inzwischen über 60-jährigen ITlers hat seinen Ursprung wohl in der Zeit des Kalten Kriegs.

Schon bevor Paul und Maries Mutter 1985 aus dem realsozialistischen Rumänien über Österreich nach Deutschland geflohen sind, hatte Regierungskritik eine große Bedeutung in Pauls Leben. Durch seine Arbeit beim regierungskritischen und antisozialistischen „Radio Free Europe“ gerät Maries Vater einige Male in die Fänge der Sicherheitskräfte des damaligen Autokraten Nicolae Ceaușescu. „Radio Free Europe“ war ein Radiosender, den die westlichen Mächte, vorrangig die Vereinigten Staaten, in den Ostblockländern eingerichtet hatten. Pauls Erfahrungen von damals hätten sich irgendwie eingebrannt, glaubt Marie. „Vielleicht ist er deshalb anfällig für so etwas, dass alles, was gegen die Autorität geht, erstmal



per se richtig ist“, versucht sich Marie die Wandlung zu erklären.

Als Pauls Absturz in den Verschwörungssumpf anfängt, kommt Marie gerade in die Oberstufe. Im Geschichtsunterricht behandeln sie Themen wie das deutsche Kaiserreich und den Kalten Krieg. Sie beschäftigen sich mit Fakten, die der Weltsicht ihres Vaters widersprechen. „Er hatte immer schon komische Ansichten, war super autoritär“, erinnert sich die Studentin. Mit 16, 17 habe sie schließlich angefangen zu diskutieren.

ES KOMMT, WIE ES KOMMEN MUSS

Die Situation zwischen den beiden spitzt sich in dieser Zeit zu. „Er hat immer wie so ein alter Mann vor dem Fernseher gesessen und rumgemotzt.“ Wenn Marie ihn auffordert, das sein zu

lassen, kontert er mit Fangfragen und Sticheleien: „Und das findest du okay?“ oder „Ach, ihr Linken wieder...“, obwohl sie damals nicht einmal so politisch gewesen sei. Pubertät, Abiturstress und das Verhalten ihres Vaters noch oben drauf. „Und das ist dann irgendwann eskaliert.“ Worum es in dem Streit geht, daran kann sich Marie heute nicht mehr genau erinnern. „Aber das war so der letzte Tropfen“, sagt sie. Maries Vater zerbricht ihr Smartphone und schmeißt sie raus. „Ich wusste nicht, was ich tun sollte und dachte: ‚Oh, fuck! Wenn Leute rausgeworfen werden, ist das echt der Point of no Return. Jetzt hab ich’s verkackt. Ich hätte einfach die Fresse halten sollen.‘“ Marie zieht zu ihrer Mutter Danuta*.

Dieser Schritt bessert die Umstände allerdings nur teilweise. „Meine Mutter ist schwierig, das ist immer so am Schwanken mit ihr. Im ersten Monat

nach meinem Rauswurf war sie total auf meiner Seite oder auch bei der Sache mit dem Abiball...“, erzählt Marie. Als kleines Versöhnungsangebot lädt sie ihren Vater zu ihrem Abiball ein. Seit ihrem Auszug haben die beiden nicht mehr miteinander gesprochen. Er freut sich und nimmt das Angebot an. Dass Marie statt Ballkleid Hose, Hemd und Fliege trägt, freut ihn allerdings gar nicht. Er geht und schreibt später wütende E-Mails: „Von wegen ‚George Soros verschwult uns alle‘ und ‚Scheiß Genderkacke‘ und alles.“ Zu diesem Zeitpunkt hält ihre Mutter noch zu ihr.

POLITIK IST EIN SCHWIERIGES THEMA

„Andersrum hat sie immer Sachen gesagt, wie ‚So langsam kann ich aber verstehen, warum dein Vater nicht mit dir klarkam‘ oder ‚Er hat ja auch nicht ganz unrecht mit dem, was er denkt und sagt.‘“ Das Verhältnis von Maries Mutter zu Maries Vater und dessen Ansicht





ten ist seit jeher wechselhaft. Ihre Eltern lassen sich scheiden, als Marie acht Jahre alt ist. Auch danach bleiben Mutter und Vater in Kontakt. Eins ihrer Gesprächsthemen: Politik. „Meine Mutter ist halt auch komisch, was das angeht.“ Sie sei auf der einen Seite sehr ängstlich und daher für manche Äußerungen der AfD anfällig. „Auf der anderen Seite hat sie einen echt starken Hang zum Esoterischen“, sagt Marie. Eine Mischung aus der Linken, der Tierschutzpartei und der AfD – so beschrieb es mal eine von Maries Freundinnen.

NAHEZU FUNKSTILLE ZWISCHEN VATER UND SOHN

Einzig Maries Beziehung zu ihrem Bruder, ebenfalls ein Paul*, übersteht den Verschwörungswahn des Vaters relativ unbeschadet. Während sie bei ihrem Vater aufwächst, geht der jüngere Paul nach der Scheidung der Eltern mit zur Mutter. „Das Verhältnis zwischen meinem Bruder und meinem Vater war eh nie so toll, aber ich glaube auch aus anderen Gründen“, erklärt Marie. Und dann seien noch die Verschwörungsmymen dazugekommen.

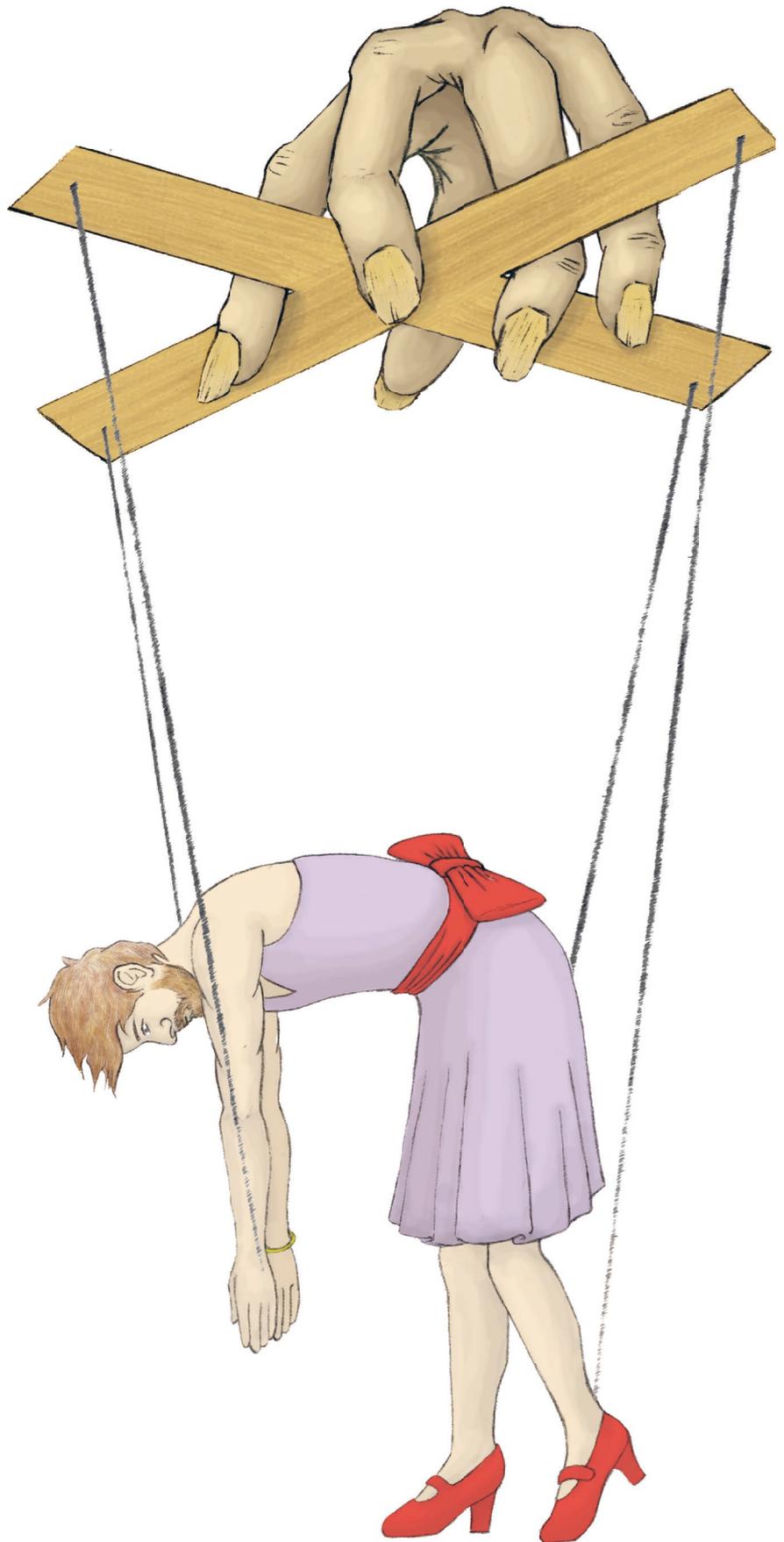
„Mein Bruder hat die Angewohnheit, sich aus Streit einfach auszuklinken. Der kommentiert das dann höchstens mit einem ganz trockenen ‚Bullshit‘ und geht, wo ich schon wieder anfangen will zu diskutieren.“ Inzwischen herrscht nahezu Funkstille zwischen Paul und Paul. Nicht einmal zum letztjährigen Weihnachtsessen sind die Männer zusammengekommen. „Der hat das Ganze ein bisschen abgeschrieben, dass unser Vater halt so ist und man da nichts machen kann.“

Die Telefonate zwischen Marie und ihrem Vater werden manchmal etwas lauter. Um mögliche Peinlichkeiten zu vermeiden, geht sie mit dem Thema relativ offen um. „Ich hab’ das in meiner WG erklärt, damit die nicht denken, dass ich aus Spaß hier ...“, Marie stoppt und sucht nach einer diplomatischen Formulierung, „... die Lautstärke so erhöhe, sondern, dass das triftige Gründe hat.“ Ihre Mitbewohner unterstützen sie. „Wenn ich irgendwas erzähle, was mein Vater wieder von sich gegeben hat, sagen sie sowas wie ‚Ihm ist schon bewusst, dass es folgende Fakten gibt ...‘“, erzählt die 22-Jährige. Noch wichtiger als das Factchecking ist für Marie die Möglichkeit, direkt den Frust abzulassen. Manchmal ist ein offenes Ohr und ein „Na, was leugnet er denn jetzt wieder?“ die beste Hilfe.

LENA KENNT MARIES VATER NICHT – »AUS GRÜNDEN«

Auch Maries enge Freund*innen helfen ihr, mit all dem klarzukommen. „Ich weiß noch damals“, sagt Lena*, eine Freundin von Marie. Die beiden gehen in dieselbe Stufe. So richtig befreundet sind sie seit dem Abitur. Es ist das Jahr, in dem beide zum ersten Mal wählen dürfen. Im Freundeskreis wird viel über Politik geredet, darüber, welche Partei sie wählen würden und welche die Eltern wählen. „Marie hat dann erzählt, dass ihr Vater gar nicht wählen geht. Deutschland sei ja eine GmbH.“

Lena ist auch die Erste, deren Nummer Marie wählt, wenn ihr Vater mal wieder eine neue „Theorie“ gefunden oder mit einer altbekannten über die Stränge geschlagen hat. „Ich hör’ dann erstmal





zu“, erklärt sie. „Aktiv zu helfen und Ratschläge zu geben, ist eher schwierig.“ Auch, wenn die Freundinnen darüber reden, was Marie schon versucht hat oder was man vielleicht noch tun könnte. „So richtig weiß ich leider auch nicht, wie ich damit umgehen soll“, führt Lena leicht resigniert fort. „Es macht mich aber auch wütend und traurig, zu sehen, wie der Vater einer guten Freundin so darin gefangen ist, dass eine normale Beziehung zu ihm einfach nicht möglich ist.“ Nach mehr als fünf Jahren Freundschaft hat Lena Maries Vater nie persönlich getroffen. „Aus Gründen“, sagt sie. „Aus Gründen!“, bestätigt Marie lachend. Anders Maries Freund Fabian: Nach anderthalb Jahren Beziehung und trotz seines ver-

meintlich „jüdischen Aussehens“ sind er und Marie zu Besuch bei Paul und dessen Ehefrau. „Das war sogar ein relativ harmloser Abend“, sagt Marie. „Meine Stiefmutter hat Gespräche über Politik gekonnt abgewendet.“

Eine Aufgabe, die sie regelmäßig zu erfüllen hat. „Ich bin trotzdem manchmal ungehalten geworden und mein Freund hat dann immer ein bisschen hilfesuchend geschaut. Ich bin eigentlich in meinem Freundeskreis eher dafür bekannt, dass ich happy, cute und wholesome bin.“ Marie lacht und ihre Grübchen zeigen sich, bevor sie weiterspricht. „Und er hat voll die Bilderbuchfamilie, so richtig knuffig irgendwie, und naja ...“ Marie bricht kurz ab und die Freude schwindet aus ihrer Stimme. „Nicht so wie bei uns ...“

DIE HOFFNUNG STIRBT ZULETZT

Fabian ist über die Weihnachtsferien zu seiner Familie gefahren. Marie verbringt Weihnachten bei ihrer Mutter, ihren Vater trifft sie zwischen den Jahren. Den Jahreswechsel feiert sie im kleinen Kreis ihrer WG. Ein paar Flaschen Wein und „dann wollten wir eigentlich Brettspiele spielen, aber waren schon zu sehr im Rentner-Modus und sind schlafen gegangen“, sagt Marie. Besondere Vorsätze oder Wünsche für das neue Jahr hat sie kaum, will sich nur ein bisschen weniger stressen.

Und für ihren Vater? Bei ihm habe sie kaum Hoffnung. „Da kommt ja immer was Neues, zu jedem Tagesgeschehen gibt es einen neuen Verschwörungsmythos. Das wird immer absurder“, sagt sie. „Aber ich will einfach noch nicht aufgeben. Ich will meinen Vater respektieren und ich hab' ihn ja auch arg lieb auf eine Weise. Ich meine, wenn das jetzt nicht mein Vater wäre ...“ Wieder bricht Marie im Satz ab. „Ich glaube, das ist ja auch das Problem, wenn man solche Leute in der Familie hat. Dass man eigentlich noch einen Grund hat, warum man sich noch sehen will, aber ganz eigentlich auch nicht.“

Das Wandern ist des Studis Lust

Wie wäre es, dem ganzen Corona-Stress mal aus dem Weg zu gehen? Einfach raus und vor der Haustür nach kleinen Abenteuern suchen. Denn auch in unseren Großstädten und außerhalb davon könnt ihr einsame und besondere Orte entdecken.

TEXT SOPHIE DISSEMOND FOTO SOPHIA KLIMPEL



ZWEISAMKEIT MIT AUSBLICK

Einer der wohl romantischsten Orte des Ruhrgebiets liegt zwischen den Essener Stadtteilen Stadtwald und Heisingen. Früher arbeiteten dort Steinhauer auf 144 Metern Höhe – heute sitzen Paare auf der **Korte Klippe** und genießen den Sonnenuntergang **über dem Baldeneysee**. Die Klippe wurde mit einer gewölbten, halbhohen Mauer befestigt. Auf dem Ende der Mauer verbauten die Arbeiter Sandsteine. Der Essener Gartenbau-direktor Rudolf Korte gab der Klippe ihren Namen. Noch heute erinnert ein Gedenkstein an ihn. Wer weniger romantisch veranlagt ist, kann eine große Runde um den See drehen. Oberhalb davon verläuft nämlich der knapp 27 Kilometer lange Balde-neysteig, ein Wanderweg, der auch die Korte Klippe passiert.

DAS ALLGÄU DES RUHRGEBIETS

Sanfte Hügel und weite Wiesen erstrecken sich über das Land. Kahle Bäume wiegen sich im Wind und der Duft von Kuhfladen liegt in der Luft – das ist nicht etwa die Beschreibung einer bayerischen Postkartenlandschaft, sondern das **Wannebachtal**. Im Süden Dortmunds befindet sich der abgelegene Stadtteil Wanne. Das Wannebachtal wird durch die bewaldeten Höhenzüge des Ardeygebirges eingerahmt. Hier könnt ihr der Hektik der Großstadt entkommen und habt das Gefühl, im Wanderurlaub zu sein. Auf etwa 150 Metern habt ihr zwar keinen Ausblick auf ein Bergpanorama, aber dafür auf die beschauliche Umgebung. Bei einer Winterwanderung könnt ihr das **Naturschutzgebiet** selbst erleben. Eine schöne Tour führt zum Beispiel durch Wanne bis zur Ruine Hohensyburg.

VERSTECKTE KUNST

Auch Kunstliebhaber*innen können in der Industriekulisse des Ruhrgebiets viel entdecken. **Auf der Halde Rheinelbe in Gelsenkirchen** wandert ihr durch einen **Wald aus Skulpturen**. Aus Müll und alten Materialien wie Stahlteilen und Eichenstämmen hat der Künstler Herman Prigann in den 1990er-Jahren Landschaftsskulpturen geschaffen. Das bekannteste Kunstwerk ist wohl die „Himmelstreppe“: ein zehn Meter hohes Gebilde aus Betonblöcken, das oben auf der Bergehalde thront. Auf einem anderen Gipfel steht die Skulptur „Mondholz“, die Prigann aus großen verschraubten Baumstämmen gebaut hat. Es lohnt sich, die vorgegebenen Wege zu verlassen und sich auf Entdeckungstour zu begeben. Auf den Trampelpfaden im Wald findet ihr noch so manch andere Skulptur.

DURCHS HATTINGER HÜGELLAND

Nicht nur die Hattinger St.-Georgs-Kirche oder das Bügeleisenhaus haben eine besondere Architektur. **Fast 150 mittelalterliche Fachwerkhäuser** zieren die historische Altstadt mitten im Ruhrgebiet. Einkreist von Essen und Bochum liegt die Stadt mit ihren etwa 55.000 Einwohner*innen. Nicht nur Hattingens Gassen und historische Bauten sind einen Besuch wert. Die Stadt ist gleichzeitig ein Naherholungsgebiet. Etliche Wander- und Radwege sowie die Ruhrtalbahn führen durch **Hattingen**. Besonders empfehlenswert: die Elfringhauser Schweiz, ein kleines Mittelgebirge mitten im „Hattinger Hügelland“. Habt ihr den Bergerhof, oftmals Ausgangspunkt vieler Wanderungen, verlassen, findet ihr Ruhe und Einsamkeit in den Tälern und Wäldern.



Zu Hause entkommen

Unsere Autorin hat sich endlich den Wunsch erfüllt, einen Escape-Room auszuprobieren – allerdings in der Pandemie-Version. Online, von zu Hause aus und trotzdem mit Freund*innen. Rätselraten am Schreibtisch statt in düsteren Räumen: Lohnt sich das?

TEXT KIRSTEN PFISTER FOTO DANIELA ARNDT

Für 2020 stand auf meiner Bucket-List vieles, was ich nicht geschafft habe: unter anderem, einen Escape-Room zu besuchen. Dort muss ich mit meinen Mitspieler*innen Rätsel lösen, um uns aus einem verschlossenen Raum zu befreien. Ich dachte, im Lockdown wäre das nicht mehr möglich. Aber wie viele andere Branchen sind Escape-Room-Anbieter*innen kreativ geworden. Inzwischen gibt es ein großes Online-Angebot. Also habe ich meine Freundinnen zu einem digitalen Rätselabend zusammengetrommelt.

Wir entscheiden uns für das Online-Spiel „Bunker: Wo ist Frankie?“ des Dortmunder Unternehmens „Exit“. Darin müssen wir sieben vermisste Leute und ihren Entführer finden. Die Suche führt uns in die größte zivile Bunkeranlage Europas unter dem Westpark. Um das Spiel zu buchen, erstellt eine*r aus der Gruppe einen Account auf der Webseite und kauft den Link zum Spiel. 12 Euro kostet der. Mit der registrierten E-Mail-Adresse und dem Passwort können sich anschließend alle anmelden.

Meine Freundinnen und ich treffen uns zum Rätselraten über Skype. Gleich zu Anfang bekommen wir einen mysteriösen Brief des Entführers mit einer Wegbeschreibung. Den Startcode knacken wir durch aufmerksames Lesen. Bei anderen Rätseln sind wir uns nicht auf Anhieb einig. Wir sollen herausfinden, welches Zahnrad einen Aufzug blockiert. Eine große Diskussion über die Technik bricht aus: „Wenn das eine Rad sich im Uhrzeigersinn dreht, dann müsste Rad A ...“ Nach langem Hin und Her finden wir die Lösung. Der Aufzug bewegt sich. Wir gehen



von Aufgabe zu Aufgabe: Verwackelte Handy-Videos, alte Schwarz-Weiß-Filme, Karten und Zahlencodes geben uns Hinweise.

Den Großteil der Rätsel können wir intuitiv im Team lösen. Bei anderen kommen wir nur mit einem Tipp weiter. Einmal hilft uns sogar der Hinweis nicht und wir müssen die richtige Antwort in den Lösungen nachschauen. Nach 80 Minuten haben wir alle Aufgaben gelöst und die Vermissten aus dem Bunker befreit. Dabei sind wir uns abwechselnd super schlau und unglaublich dumm vorgekommen.

Durch die Videos und verschiedenen Animationen hatten wir das Gefühl, tatsächlich in der Bunkeranlage herumzuirren. Alles war dunkel, alt und heruntergekommen. Geräusche wie Regentropfen, die auf Betonboden fallen, ein

Rumpeln oder irres Lachen haben alles noch realer gemacht.

Wir haben zu fünft gespielt, auch wenn „Exit“ maximal vier Leute empfiehlt. Obwohl wir alle ruhige Spieltypen sind, wurde es manchmal laut und durcheinander. Wenn ihr möglichst schnell und effektiv sein wollt, sollten weniger Leute mitmachen.

Im Nachhinein wirkten die Rätsel zum Teil zusammenhanglos. Auch die Geschichte war manchmal etwas unklar. Eine Karte, die den Fortschritt anzeigt, wäre hilfreich gewesen. So hätten wir besser abschätzen können, wie lange wir noch brauchen. Die Online-Version des Escape-Erlebnisses hat mir dennoch Spaß gemacht. Den Punkt auf meiner Bucket-List werde ich trotzdem nur zur Hälfte abhaken. Denn jetzt will ich das Original umso mehr ausprobieren.

Sudoku

		1	6				9	
				9		1	6	5
		7			4	2		3
	7				5		1	
8				7				2
	4		2				7	
1		4	9			3		
2	6	8		3				
	3				2	6		

	2			1		7	6	
1					8			2
9					6		1	
8	7	2		9				
3								9
				3		4	2	8
	6		5					1
2			8					7
	8	9		2			5	

						6		7
2	3		7		9			1
				1		3		
	4				3			5
	9		4		2		8	
5			9				3	
		7		9				
			1		8		7	3
3		8						

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITUNG

Prof. Dr. Wiebke Möhring (Vi.S.d.P.)

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, 44227 Dortmund

REDAKTIONSLEITUNG

Julia Knübel, Sigrun Rottmann

CHEF*INNEN VOM DIENST

Janis Beenen, Viktoria Degner, Timo Halbe

TEXTREDAKTION

Jana-Sophie Brüntjen, Lena Bujak, Sven Lüüs,
Robert Tusch, Lara Wantia

LAYOUT & GRAFIK

Stephan Kleiber, Svenja Kloos, Anneke Niehues, Martin Schmitz

FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Magnus Terhorst, Lara Wantia

PRODUKTION

Julius Kleiber (Videokonferenzleitung),
Stephan Kleiber (Administration & Technik)

TEXTE DIESER AUSGABE

Christopher Baczyk, Sophie Dissemond, Kristina Gajer, Torben Kassler,
Anna Manz, Nadine Müller, Jana Niehoff, Kirsten Pfister, Claire Piontek,
Tim Renner, Jakob Schiffer

FOTOS DIESER AUSGABE

Daniela Arndt, Simon Kaufmann, Sophia Klimpel, Magnus Terhorst

ILLUSTRATIONEN DIESER AUSGABE

Nanna Zimmermann

DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG
Feldbachacker 16
44149 Dortmund



